Alexander Puschkin:

Die Hauptmannstochter

Deutsch von Arthur Luther

Die Hauptmannstochter

1833–1836

ÜBERSETZT VON ARTHUR LUTHER

Hüte die Ehre von Jugend auf.
Sprichwort

Erstes Kapitel

DER SERGEANT DER GARDE

„Als Hauptmann stell' ich ihn gleich in die Garde ein."
Ach was! Bei der Armee soll er sich erst bewähren!
„Sehr wahr! Da wird man ihn den richt'gen Dienst schon lehren . . ."
. . . . . .
Wer ist sein Vater denn?

Kniashnin

Mein Vater, Andrej Petrowitsch Grinew, hatte in seiner Jugend unter dem Grafen Münnich gedient und 17.. als Premiermajor seinen Abschied genommen. Seitdem lebte er auf seinem Gut im Simbirskischen, wo er auch die Demoiselle Awdotja Wasiljewna Ju., die Tochter eines dortigen armen Edelmanns, heiratete. Sie gebar ihm zehn Kinder. Alle meine Brüder und Schwestern starben im Säuglingsalter. Meine Mutter war noch mit mir schwanger, als ich bereits beim Seminowschen Regiment als Sergeant eingeschrieben war — dank der Güte des Gardemajors Fürst B., eines nahen Verwandten von uns. Wenn wider alles Erwarten meine Mutter eine Tochter geboren hätte, so hätte mein Vater gehörigen Ortes den Tod des nicht erschienenen Sergeanten gemeldet und die Sache wäre damit erledigt gewesen. Ich galt als beurlaubt bis zum Abschluß meiner Studien. Dazumal wurden wir nicht so erzogen wie heutzutage. Von meinem fünften Jahre an ward ich dem Reit-

knecht Saweljitsch überlassen, der für sein gutes Betragen — er trank nicht — zu meinem Erzieher ernannt war. Unter seiner Aufsicht lernte ich als Zwölfjähriger russisch lesen und schreiben und konnte sehr sachverständig über die Eigenschaften eines Windhundes reden. Um diese Zeit engagierte mein Vater einen Franzosen für mich, Monsieur Beauprès, den er mit dem Jahresvorrat an Wein und Olivenöl aus Moskau kommen ließ. Seine Ankunft war Saweljitsch höchst unerwünscht.

„Gott sei Dank", brummte er vor sich hin, „das Kind ist, scheint's, doch gewaschen, gekämmt, satt. Wozu noch Geld hinauswerfen und einen Musjöh halten, als hätte man nicht genug eigene Leute."

Beauprès war in seiner Heimat Friseur gewesen, später in Preußen Soldat; endlich kam er nach Rußland pour être outchitel, ohne sich über den Sinn dieses Wortes recht klar zu sein. Er war ein guter Kerl, aber leichtsinnig und liederlich bis zum äußersten. Seine Hauptschwäche war die Leidenschaft für das schöne Geschlecht; für seine Zärtlichkeiten erhielt er öfters Püffe, über die er tagelang stöhnte. Außerdem war er, wie er sich auszudrücken liebte, kein Feind der Flasche, d. h. um es gut russisch zu sagen: er trank gerne eins über den Durst. Da Wein bei uns aber nur zu Mittag serviert wurde und auch da nur ein kleines Gläschen für jeden, so gewöhnte sich mein Beauprès sehr bald an den russischen Schnaps und zog ihn sogar den Weinen seines Vaterlandes vor, da er für den Magen ungleich bekömmlicher wäre. Wir wurden bald einig und obgleich er laut Vertrag verpflichtet war, mich „im Französischen, Deutschen und allen Wissenschaften" zu unterrichten, zog er es vor, von mir in aller Eile etwas russisch schwatzen zu lernen, und danach beschäftigte sich jeder von uns nur noch mit seinen eigenen Angelegenheiten. Wir waren ein Herz und eine Seele. Einen andern Mentor wünschte ich mir gar nicht. Aber bald trennte uns das Geschick, und das kam so.

Die Wäscherin Palaschka, ein dickes, pockennarbiges Mäd-

chen, und die einäugige Kuhmagd Akulka waren eines Tages übereingekommen, gleichzeitig meiner Mutter zu Füßen zu fallen, sich selbst verbrecherischer Schwäche zu zeihen und sich mit Tränen über den Musjöh zu beklagen, der ihre Unwissenheit verführt hätte. Meine Mutter verstand in diesen Dingen keinen Spaß und beklagte sich beim Vater. Der machte kurzen Prozeß. Er ließ die Kanaille von Franzosen sofort holen. Ihm wurde gemeldet, Musjöh erteile mir gerade Unterricht. Der Vater begab sich in mein Zimmer. Zu der Zeit schlief Beauprès auf seinem Bette den Schlaf der Unschuld. Ich aber war ernsthaft beschäftigt. Es muß gesagt werden, daß man für mich aus Moskau eine Landkarte verschrieben hatte. Sie hing völlig ungenützt an der Wand und lockte mich schon längst durch ihre Größe und die gute Qualität des Papiers. Ich beschloß, einen Drachen aus ihr anzufertigen, und machte mich, da Beauprès so schön schlief, an die Arbeit. Mein Vater kam gerade in dem Augenblick herein, als ich einen Bastschwanz an das Kap der Guten Hoffnung befestigte. Als er mich bei diesen geographischen Übungen überraschte, riß der Vater mich kräftig am Ohr, lief dann zu Beauprès, weckte ihn höchst unhöflich und überschüttete ihn mit Vorwürfen. Beauprès, in größter Verlegenheit, wollte sich aufrichten und konnte es nicht; der unglückselige Franzose war hageldick betrunken. Nun gab's ein Großreinemachen. Vater packte ihn am Kragen, riß ihn vom Bett herunter, warf ihn zur Tür hinaus und jagte ihn noch am selben Tage aus dem Hause zur unbeschreiblichen Freude des guten Saweljitsch. Damit war meine Erziehung abgeschlossen.

Ich lebte nun als junger Tunichtgut weiter, stellte den Tauben nach und übte mich mit den Hofjungen im Bockspringen. So wurde ich sechzehn Jahre alt. Da trat eine Wendung in meinem Schicksal ein.

Einmal im Herbst kochte meine Mutter im Wohnzimmer Honigsirup, ich guckte auf den wallenden Schaum und leckte die Lippen. Vater saß am Fenster und las im „Hofkalender", den er sich alljährlich kommen ließ. Dieses

Buch wirkte immer sehr stark auf ihn: er las es nie ohne besondere seelische Anteilnahme, und die Lektüre brachte stets seine Galle in auffallende Erregung. Die Mutter, die alle seine Neigungen und Gewohnheiten genau kannte, suchte das unselige Buch immer möglichst weit zu verstecken, und so kam der Hofkalender ihm oft monatelang nicht zu Gesicht. Wenn er ihn aber zufällig einmal fand, so ließ er ihn dafür auch stundenlang nicht mehr aus den Händen. Also mein Vater las im Hofkalender, zuckte ab und zu die Achseln und brummte vor sich hin: „Generalleutnant!... Er war in meiner Kompanie Sergeant! — Ritter beider russischer Orden!... Und wie lang ist's her, daß wir..." Endlich warf der Vater den Kalender auf das Sofa und versank in tiefes Sinnen, das nichts Gutes erwarten ließ.

Plötzlich wandte er sich an die Mutter: „Awdotja Wasiljewna, wie alt ist eigentlich Petruscha?"

„Er ist im siebzehnten Jahre", antwortete Mutter, „er ist in dem Jahre geboren, wie Tante Nastasja Gerasimowna ihr Auge verlor und wie..."

„Schon recht", unterbrach sie der Vater, „es ist Zeit, daß er in den Dienst kommt. Wie lange soll er sich noch in den Gesindestuben herumtreiben und in den Taubenschlag klettern?"

Der Gedanke der baldigen Trennung von mir überraschte die Mutter so, daß sie den Löffel in den Kessel fallen ließ und Tränen über ihre Wangen flossen. Dagegen läßt sich mein Entzücken schwer beschreiben. Der Gedanke an den Dienst verschmolz mir mit dem Gedanken an vollkommene Freiheit, an die Vergnügungen des Petersburger Lebens. Ich sah mich als Gardeoffizier, was nach meiner Meinung den Höhepunkt menschlicher Seligkeit bedeutete.

Vater mochte weder seine Absichten ändern, noch ihre Ausführungen hinausschieben. Der Tag der Abreise wurde festgesetzt. Am Tage vorher erklärte Vater, er werde mir einen Brief an meinen künftigen Vorgesetzten mitgeben und verlangte Feder und Papier.

„Vergiß nicht, Andrej Petrowitsch", sagte Mutter, „den

Fürsten B. auch von mir zu grüßen. Sag ihm, ich hoffe, daß er sich Petruschas freundlich annehmen wird."
„Was für ein Unsinn!" sagte mein Vater und runzelte die Stirn. „Weshalb sollte ich an den Fürsten B. schreiben?"
„Du hast doch gesagt, du wolltest an Petruschas Vorgesetzten schreiben?"
„Nun ja. Und was weiter?"
„Petruschas Vorgesetzter ist doch der Fürst B. Petruscha ist doch beim Semionowschen Regiment eingeschrieben."
„Eingeschrieben! Was geht's mich an, wo er eingeschrieben ist? Petruscha kommt nicht nach Petersburg. Was soll er in Petersburg im Dienst lernen? Geld ausgeben und bummeln? Nein, in der Armee soll er dienen, von der Pike auf, und Pulver riechen und ein Soldat werden, kein Haselant. Bei der Garde eingeschrieben! Wo ist sein Paß? Zeig ihn her!"
Mutter holte meinen Paß, den sie in ihrer Schatulle mit meinem Taufhemdchen aufbewahrte, und reichte ihn mit zitternder Hand dem Vater. Der Vater las ihn aufmerksam durch, legte ihn vor sich auf den Tisch und fing an, seinen Brief zu schreiben.
Die Neugierde plagte mich. Wohin sollte ich denn kommen, wenn nicht nach Petersburg? Ich wandte die Augen nicht von Vaters Feder, die sich recht langsam vorwärts bewegte. Endlich war er fertig, legte den Paß in den Brief hinein, versiegelte das Paket, nahm die Brille ab, winkte mich zu sich heran und sagte:
„Da hast du einen Brief an Andrej Karlowitsch R., meinen alten Regimentskameraden und Freund. Du gehst nach Orenburg, um unter ihm zu dienen."
So waren alle meine glänzenden Hoffnungen zusammengebrochen! Statt des lustigen Petersburger Lebens harrte meiner öde Langeweile in einem abgelegenen, weltverlassenen Winkel! Der Dienst, an den ich eben noch mit solcher Begeisterung gedacht hatte, schien mir nun ein schweres Unglück. Aber an Widerspruch war nicht zu denken. Am nächsten Morgen stand die Reisekibitka schon vor der Türe;

man bepackte sie mit einem Koffer, einer Schatulle mit dem Teeservice, Bündeln mit Weißbroten und Kuchen, den letzten Zeichen des Wohllebens in der Heimat. Meine Eltern segneten mich. Der Vater sagte zu mir: „Leb wohl, Peter. Diene treu dem Herrn, dem du geschworen; gehorche deinen Vorgesetzten; lauf ihrer Güte nicht nach, dräng dich nicht zum Dienst, aber weise auch keinen Dienst zurück; und denk an das Sprichwort: Hüte dein Kleid, wenn es neu ist, und deine Ehre von Jugend auf." Die Mutter bat mich mit Tränen in den Augen, an meine Gesundheit zu denken, und schärfte Saweljitsch ein, gut für das Kind zu sorgen. Man steckte mich in meinen Pelz aus Hasenfell und zog mir noch einen Fuchspelz drüber. Ich setzte mich mit Saweljitsch in die Kibitka und bitterlich weinend trat ich meine Reise an.

In der Nacht kamen wir in Simbirsk an, wo wir uns einen ganzen Tag aufhalten mußten, um verschiedene notwendige Dinge einzukaufen, womit Saweljitsch betraut wurde. Ich war in einem Gasthaus abgestiegen. Saweljitsch machte sich in aller Frühe nach den Kaufläden auf. Es wurde mir langweilig, aus dem Fenster auf die schmutzige Quergasse zu gucken, und ich begann eine Wanderung durch sämtliche Räume des Hauses. Als ich ins Billardzimmer trat, sah ich einen hochgewachsenen Herrn von etwa 35 Jahren mit langem schwarzen Schnurrbart, im Schlafrock, ein Queue in der Hand und die Tabakspfeife zwischen den Zähnen. Er spielte mit dem Markör, der, wenn er gewann, ein Glas Branntwein leerte, wenn er aber verlor, auf allen vieren unter dem Billardtische durchkriechen mußte. Ich blieb stehen und sah dem Spiel zu. Je länger es dauerte, desto häufiger wurden die Spaziergänge auf allen vieren, bis der Markör endlich unter dem Tisch liegen blieb. Der Herr widmete ihm ein paar kräftige Worte als Leichenpredigt und schlug mir eine Partie vor. Ich lehnte ab, weil ich nicht zu spielen verstand. Das kam ihm anscheinend sonderbar vor. Er sah mich mit einem gewissen Mitleid an; aber wir kamen doch ins Gespräch. Ich erfuhr, daß er Iwan

Iwanowitsch Surin hieß, Rittmeister des **schen Husarenregiments war und zur Rekrutenmusterung nach Simbirsk gekommen war; er wohnte im selben Gasthause. Surin forderte mich auf, mit ihm zu Mittag zu essen, ganz einfach, nach Soldatenart. Ich willigte gern ein. Wir setzten uns zu Tische. Surin trank viel und schenkte auch mir fortwährend ein, wobei er sagte, ich müsse mich an den Dienst gewöhnen; er erzählte mir Anekdoten aus der Armee, über die ich so lachte, daß ich fast vom Stuhl gefallen wäre; als wir vom Tisch aufstanden, waren wir die besten Freunde. Nun erbot er sich, mich das Billardspiel zu lehren.

„Das ist für uns vom Militär unentbehrlich", sagte er. „Kommst du auf dem Feldzug in irgendein Nest — was fängst du da an? Man kann doch nicht immer nur die Juden hauen. Nolens volens gehst du ins Wirtshaus und spielst Billard. Aber dazu muß man spielen können."

Ich war ganz überzeugt und machte mich mit großem Eifer ans Studium. Surin lobte mich laut, wunderte sich über meine raschen Fortschritte und bot mir nach ein paar Lektionen an, um Geld zu spielen — nur um ein paar Groschen, nicht des Gewinnstes wegen, bloß so, damit man nicht ganz umsonst spiele, denn das wäre die allerschlimmste Gewohnheit. Ich willigte ein, Surin ließ Punsch bringen und überredete mich, auch davon zu versuchen: er wiederholte, daß man sich an den Dienst gewöhnen müsse, ohne Punsch aber wäre der Dienst nichts wert. Ich gehorchte. Inzwischen ging das Spiel weiter. Je häufiger ich mein Glas an die Lippen führte, desto kühner wurde ich. Die Kugeln sausten bei mir jeden Augenblick über Bord; ich ärgerte mich, schalt den Markör, der Gott weiß wie rechnete, erhöhte den Einsatz bei jedem Spiel — kurz, ich benahm mich, wie ein dummer Junge, der zum erstenmal seine Freiheit genießen kann. Inzwischen ging die Zeit unmerklich hin. Surin sah auf die Uhr, legte das Queue fort und sagte mir, ich hätte hundert Rubel verloren. Das verwirrte mich etwas. Mein ganzes Geld hatte Saweljitsch. Ich stammelte Entschuldigungen. Surin fiel mir ins Wort:

„Ich bitte dich! Du brauchst dich gar nicht zu beunruhigen. Ich kann noch warten. Und vorläufig fahren wir mal zur Arinuschka."

Was soll ich noch sagen? Der Tag endete ebenso toll, wie er begonnen hatte. Wir soupierten bei der Arinuschka. Surin schenkte mir jeden Augenblick ein und wiederholte dabei immer von neuem, man müsse sich an den Dienst gewöhnen. Als ich mich vom Tisch erhob, konnte ich kaum auf den Füßen stehen; um Mitternacht brachte Surin mich ins Gasthaus zurück.

Saweljitsch empfing uns vor der Tür. Er schrie auf, als er die untrüglichen Beweise meines militärischen Diensteifers sah.

„Was ist mit dir geschehen, Herr?" sagte er mit kläglicher Stimme, „wo hast du dich so voll geladen? O Gott! Nie ist dir sonst so was vorgekommen!"

„Halt's Maul, alter Narr!" erwiderte ich mit stockender Stimme, „du bist wohl betrunken! Geh schlafen... und bring mich zu Bett."

Am nächsten Morgen erwachte ich mit heftigem Kopfweh und konnte mich der gestrigen Ereignisse nur dunkel entsinnen. Meine Betrachtungen wurden durch Saweljitsch unterbrochen, der mit einer Tasse Tee bei mir eintrat.

„Früh fängst du an, Peter Andrejewitsch", sagte er kopfschüttelnd, „früh fängst du zu bummeln an. Nach wem bist du bloß geraten? Weder der Vater noch der Großvater waren Trinker — von der Mutter gar nicht zu reden: die hat ihr Lebtag außer Kwas nichts in den Mund genommen. Und wer ist an allem schuld? Der verdammte Musjöh. Alle fingerlang kam er zur Antipjewna gerannt: ‚Madam, schö wu prih — wodkü!' Da haben wir nun das Schöwuprih! Schöne Dinge hat er dich gelehrt, der Hundesohn! Sehr nötig war's, den fremden Kerl ins Haus zu nehmen! Als ob der gnädige Herr nicht genug eigene Leute hatte!"

Ich schämte mich. Ich wandte mich ab und sagte: „Geh hinaus, Saweljitsch, ich mag keinen Tee."

Aber Saweljitsch war nicht so leicht zum Schweigen zu bringen, wenn er einmal ins Predigen gekommen war.
„Nun siehst du, Peter Andrejewitsch, wohin das Bummeln führt. Der Kopf tut dir weh und genießen magst du auch nichts. Ein Trinker ist zu nichts zu gebrauchen... Trink mal Gurkenlake mit Honig; das beste wäre aber, du nähmst ein halbes Gläschen Branntwein. Soll ich es dir bringen?"
In diesem Augenblick kam ein Junge herein und reichte mir einen Brief von Surin. Ich entfaltete ihn und las folgendes:

„Lieber Peter Andrejewitsch, schicke mir bitte mit meinem Jungen die hundert Rubel, die du gestern an mich verloren hast. Ich habe das Geld sehr nötig.

Ergebenst Iwan Surin."

Es blieb mir nichts übrig. Ich machte ein gleichgültiges Gesicht und wandte mich an Saweljitsch, der „für mein Wohl und Geld und Wäsche Sorge trug", mit dem Befehl, dem Jungen hundert Rubel einzuhändigen.
„Wie? Wozu?" fragte Saweljitsch erstaunt.
„Ich schulde sie ihm", sagte ich möglichst kühl.
„Schulden!" erwiderte Saweljitsch, dessen Staunen immer größer wurde. „Wann hast du denn Zeit gehabt, Schulden zu machen, Herr? Hier stimmt etwas nicht. Wie du willst, Herr, aber das Geld gebe ich nicht."
Ich dachte, daß, wenn ich in diesem entscheidenden Augenblick den eigensinnigen Alten nicht unter meinen Willen zwinge, es mir später erst recht schwer fallen würde, mich von seiner Vormundschaft zu befreien; darum sah ich ihn stolz an und sagte:
„Ich bin dein Herr und du bist mein Diener. Das Geld gehört mir. Ich hab' es verspielt, weil es mir so gefiel. Dir aber rat' ich, deine weisen Reden zu lassen und das zu tun, was dir befohlen wird."
Saweljitsch war von meinen Worten so überrascht, daß er die Hände über dem Kopf zusammenschlug und mich starr ansah.

„Was stehst du da?" schrie ich ihn wütend an.
Saweljitsch fing an zu weinen.
„Väterchen, Peter Andrejewitsch", sagte er mit bebender Stimme, „du bringst mich um. Mein Liebling, hör auf mich Alten: schreib diesem Räuber, du hättest gescherzt, wir hätten gar nicht so viel Geld! Hundert Rubel! Gott steh mir bei! Sag ihm, deine Eltern hätten dir streng verboten zu spielen, es sei denn um Nüsse —"
„Laß das Geschwätz", unterbrach ich ihn streng, „gib das Geld her oder ich schmeiße dich zur Tür hinaus!"
Saweljitsch sah mich tief betrübt an und ging das Geld holen. Der arme Alte tat mir leid; aber ich wollte mich frei machen und ihm beweisen, daß ich kein Kind mehr wäre. Das Geld wurde Surin geschickt. Saweljitsch beeilte sich, mit mir das verdammte Wirtshaus zu verlassen. Er kam und meldete, daß die Pferde bereitständen. Mit unruhigem Gewissen und stummer Reue fuhr ich aus Simbirsk fort, ohne von meinem Lehrmeister Abschied genommen zu haben und ohne zu glauben, daß wir uns jemals wiedersehen könnten.

Zweites Kapitel

DER FÜHRER

O du Land, mein Land,
O du fremdes Land!
Nicht von selbst bin ich zu dir gekommen,
Nicht mein wackres Rößlein trug mich her,
Hergebracht hat mich, den kühnen Burschen,
Wohl der jugendliche Übermut,
Und der Rausch, den ich beim Gastwirt mir geholt!

Altes Lied

Die Betrachtungen, denen ich mich unterwegs hingab, waren nicht sehr erfreulich. Mein Geldverlust war bei den damaligen Preisen keineswegs unbedeutend. Ich mußte mir selber eingestehen, daß mein Betragen im Simbirsker Gast-

haus sehr dumm gewesen war, und ich fühlte mich Saweljitsch gegenüber schuldig. Alles das quälte mich. Der Alte saß finster auf dem Bock, hatte sich von mir abgewandt und schwieg; ab und zu nur räusperte er sich laut. Ich wollte durchaus mit ihm Frieden schließen, wußte aber nicht, wie ich anfangen sollte. Endlich sagte ich zu ihm:
„Nun, nun, Saweljitsch, laß gut sein! Wollen wir uns wieder versöhnen! Ich habe nicht recht getan; ich seh' es selber ein, daß es nicht recht war. Ich habe gestern einen dummen Streich gemacht und dich unnütz gekränkt. Ich verspreche dir, mich hinfort vernünftiger zu betragen und dir zu gehorchen. Nun, ärgere dich nicht, wir wollen Frieden machen."
„Ach, Väterchen, Peter Andrejewitsch", erwiderte er mit einem tiefen Seufzer, „ich ärgere mich über mich selbst — denn ich bin an allem schuld. Wie konnte ich dich allein im Wirtshaus lassen! Aber was hilft das jetzt? Der Böse hatte mich verlockt, ich mußte die Diakonsfrau aufsuchen, meine alte Gevatterin wiedersehen. Und da ist es nun so gekommen: kehrst du bei der Gevatterin ein, stellt der Satan dir ein Bein. Es ist ein Jammer! Wie soll ich nun den Herrschaften vor die Augen treten? Was werden sie sagen, wenn sie hören, daß das Kind trinkt und spielt?"
Um den armen Saweljitsch zu trösten, gab ich ihm mein Wort, in Zukuunft ohne seine Einwilligung keine Kopeke auszugeben. Er beruhigte sich nach und nach, obgleich er hin und wieder kopfschüttelnd vor sich hinbrummte: „Hundert Rubel! Das ist leicht gesagt!"
Ich näherte mich meinem Ziele. Rund herum dehnten sich traurige Wüsten, durchschnitten von Hügeln und Schluchten. Alles war mit Schnee bedeckt. Die Sonne sank. Die Kibitka fuhr einen schmalen Weg entlang — richtiger, sie folgte der von Bauernschlitten hinterlassenen Spur. Plötzlich begann der Kutscher nach den Seiten zu schauen; endlich nahm er die Mütze ab, drehte sich nach mir um und sagte:
„Herr, sollen wir nicht umkehren?"
„Warum?"

„Das Wetter ist unzuverlässig; es erhebt sich ein leichter Wind; sieh mal, wie er den Neuschnee vor sich hertreibt!"
„Was macht denn das?"
„Und das da — siehst du?"
Der Kutscher wies mit der Peitsche nach Osten.
„Ich sehe nichts als weiße Steppe und blauen Himmel."
„Aber dort! Das weiße Wölkchen!"
Tatsächlich sah ich nun am Himmelsrande ein weißes Wölkchen, das ich zuerst für einen fernen Hügel gehalten hatte. Der Kutscher erklärte mir, daß dieses Wölkchen einen Schneesturm ankündige.
Ich hatte wohl von den dortigen Schneestürmen gehört und wußte, daß mitunter ganze Karawanen verweht wurden. Saweljitsch stimmte dem Kutscher bei und riet zur Umkehr. Aber der Wind schien mir nicht stark: ich hoffte rechtzeitig die nächste Station erreichen zu können und befahl schneller zu fahren.
Der Kutscher trieb die Pferde an, sah aber immer nach Osten. Die Pferde trabten munter vorwärts. Der Wind aber wurde von Stunde zu Stunde stärker. Das Wölkchen wurde zu einer großen weißen Masse, die langsam emporstieg, wuchs und sich nach und nach über den Himmel ausbreitete. Es fing an zu schneien, erst ganz fein, dann plötzlich in mächtigen Flocken. Der Wind heulte; nun war der Schneesturm da. In einem Augenblick floß der dunkle Himmel mit dem Schneemeere in eins zusammen. Alles verschwand.
„Nun, Herr", schrie der Kutscher, „es wird schlimm! Das Unwetter ist im Gange!"
Ich sah aus der Kibitka hinaus: ringsum Finsternis und Schneewirbel. Der Wind heulte mit so ausdrucksvoller Wut, daß man ihn für ein beseeltes Wesen hätte halten können; der Schnee hüllte mich und Saweljitsch ganz ein; die Pferde bewegten sich nur noch im Schritt vorwärts und blieben bald ganz stehen.
„Warum fährst du denn nicht?" fragte ich den Kutscher ungeduldig.

„Wohin soll ich denn?“ sagte er und stieg vom Bock, „wir wissen ja gar nicht, wo wir hingeraten sind. Vom Weg ist nichts mehr zu sehen und rundum ist's finster.“
Ich fing an zu schelten. Saweljitsch trat für den Kutscher ein.
„Warum hast du nicht auf ihn gehört?“ sagte er ärgerlich. „Du wärst ins Gasthaus zurückgekommen, hättest Tee getrunken, bis zum Morgen gut geschlafen und wir wären weitergefahren. Was haben wir für Eile? Führen wir noch zur Hochzeit!“
Saweljitsch hatte recht. Aber es war nichts mehr zu machen. Der Schnee fiel immer dichter. Neben der Kibitka türmte sich ein ganzer Berg auf. Die Pferde standen mit gesenkten Köpfen da, ab und zu zuckten sie leise zusammen. Der Kutscher ging um sie herum und bastelte aus Langerweile am Geschirr. Saweljitsch brummte. Ich sah mich nach allen Seiten um, in der Hoffnung, auch nur irgendein Anzeichen eines Wohnhauses oder Weges zu erblicken, aber ich konnte nichts erkennen außer den trüben wirbelnden Schneemassen. Plötzlich bemerkte ich etwas Schwarzes.
„He, Kutscher!“ schrie ich, „sieh mal — was ist das Schwarze da?“
Der Kutscher blickte nach der angegebenen Richtung.
„Gott weiß, was das ist, gnädiger Herr“, sagte er, sich auf seinen Platz setzend, „ein Wagen scheint's nicht, ein Baum auch nicht, aber es sieht doch so aus, als ob sich's bewegte. Es ist wohl ein Wolf oder ein Mensch.“
Ich befahl ihm, dem unbekannten Ding entgegenzufahren, das sich alsbald auf uns zu bewegte. Nach zwei Minuten hatten wir einen Wanderer erreicht.
„He, guter Mann!“ rief der Kutscher ihm zu, „sag mal, weißt du nicht, wo hier die Straße läuft?“
„Die Straße ist hier; ich stehe auf festem Boden“, antwortete der Wanderer, „aber was nutzt es?“
„Höre, Freund“, sagte ich zu ihm, „kennst du diese Gegend? Kannst du mich zu einer Unterkunftsstelle bringen?“

„Die Gegend kenne ich wohl", sagte der Landstreicher, „Gott sei Dank, kreuz und quer haben wir sie durchwandert und durchritten. Aber sieh doch, was das für ein Unwetter ist: eins zwei drei kommt man vom Wege ab. Lieber machen wir hier halt und warten ab; allmählich muß der Sturm nachlassen, und wenn der Himmel wieder klar ist, finden wir den Weg nach den Sternen."

Seine Kaltblütigkeit gab mir Mut. Ich war schon entschlossen, mich in den Willen Gottes zu fügen und in der Steppe zu übernachten, als der Landstreicher plötzlich geschwind auf den Bock sprang und zum Kutscher sagte:

„Na, Gott sei Dank, eine Siedlung ist ganz in der Nähe; biege nach rechts um und fahre zu."

„Warum soll ich denn rechts fahren?" fragte der Kutscher ärgerlich. „Wo siehst du einen Weg? Fremde Pferde, fremdes Gespann — fahr nur zu, was geht's mich an?"

Der Kutscher schien mir recht zu haben.

„Wirklich", sagte ich, „warum glaubst du, daß menschliche Wohnungen in der Nähe sind?"

„Der Wind kam eben von da", sagte der Wanderer, „und es roch nach Rauch; also muß dort ein Dorf sein."

Sein Scharfsinn und seine feine Witterung setzten mich in Erstaunen. Ich befahl dem Kutscher, zu fahren. Die Pferde stapften schwerfällig durch den tiefen Schnee. Die Kibitka schob sich langsam vorwärts, fuhr bald einen Schneeberg hinauf, stürzte bald in eine Grube, legte sich bald auf die eine, bald auf die andere Seite. Es war wie die Fahrt eines Schiffes auf sturmbewegter See. Saweljitsch ächzte, da wir jeden Augenblick gegeneinander geschleudert wurden. Ich zog den Vorhang vor, wickelte mich in meinen Pelz und schlief ein, vom Gesang des Sturms und dem Schaukeln der langsamen Fahrt eingewiegt.

Ich hatte einen Traum, den ich nie vergessen konnte, und in dem ich heute noch etwas Prophetisches sehe, wenn ich meine sonderbaren Erlebnisse daneben halte. Der Leser wird mich entschuldigen, denn er weiß wohl aus Erfahrung, wie sehr es in der Natur des Menschen liegt, sich dem Aber-

glauben hinzugeben, trotz aller Verachtung, die man den Vorurteilen der andern entgegenbringt.

Ich befand mich in jenem Zustand der Sinne und der Seele, wo die Wirklichkeit, von der Phantasie zurückgedrängt, mit dieser zu den unklaren Bildern des ersten Traums zusammenfließt. Mir war es, als wütete der Sturm noch immer, und wir irrten noch weiter in der schneebedeckten Wüste... Plötzlich sah ich vor mir ein Tor und fuhr in den Hof unseres Gutshauses hinein. Mein erster Gedanke war die Befürchtung, mein Vater könnte über meine ungewollte Heimkehr unter das schützende Dach des Elternhauses in Zorn geraten und darin einen bewußten Ungehorsam sehen. Von innerer Unruhe erfüllt, sprang ich aus der Kibitka und erblickte meine Mutter, die mir mit tiefbetrübtem Gesicht entgegenkam. „Leise, leise", sagte sie zu mir, „der Vater ist todkrank und will dir Lebewohl sagen." Von Entsetzen gepackt, folge ich ihr in das Schlafzimmer. Ich finde das Zimmer matt erleuchtet; vor dem Bette stehen Leute mit betrübten Gesichtern. Ich nähere mich sachte dem Bette; Mutter zieht den Vorhang zurück und sagt: „Andrej Petrowitsch! Petruscha ist da. Er kehrte um, da er von deiner Krankheit hörte; segne ihn." Ich knie nieder und richte meine Blicke auf den Kranken. Und — was sehe ich? An Stelle meines Vaters liegt in dem Bette ein schwarzbärtiger Bauer und sieht mich lachend an. Ich wende mich erstaunt an meine Mutter und frage: „Was bedeutet das? Das ist nicht mein Vater. Und weshalb soll ich diesen Bauern um seinen Segen bitten?" — „Es ist gleich, Petruscha", antwortet meine Mutter, „das ist dein Brautvater; küsse seine Hand und empfange von ihm den Segen!" Ich weigerte mich. Da sprang der Mann aus dem Bett, zog hinter seinem Rücken ein Beil hervor und schlug damit nach allen Seiten... Ich wollte entfliehen... und konnte nicht; das Zimmer füllte sich mit Leichen; ich stolperte über Leiber und glitt in Blutlachen aus... Der schreckliche Bauer rief mich freundlich zu sich und sagte: „Fürchte dich nicht, nimm nur meinen Segen." Grauen

und Zweifel packten mich... In diesem Augenblick erwachte ich. Die Pferde hielten. Saweljitsch zupfte mich am Arm und sagte:

„Steig aus, Herr, wir sind da."

„Wo sind wir?" fragte ich, die Augen reibend.

„Vor dem Wirtshaus. Gott hat uns geholfen, wir stießen geradewegs gegen den Zaun. Steige schnell aus, Herr, und wärme dich."

Ich stieg aus der Kibitka. Der Sturm dauerte noch fort, wenn auch nicht mehr ganz so heftig. Es war so dunkel, daß man die Hand vor den Augen nicht sah. Der Wirt empfing uns vor dem Tore, die Laterne unter dem Rockschoß haltend, und führte uns in die enge, aber recht saubere Gaststube; ein Kienspan beleuchtete sie. An der Wand hing ein Gewehr und eine hohe Kosakenmütze.

„Wo ist unser Führer geblieben?" fragte ich Saweljitsch.

„Hier, Euer Wohlgeboren", antwortete mir eine Stimme von oben.

Ich sah nach dem Hängeboden hinauf und erblickte einen schwarzen Bart und zwei funkelnde Augen.

„Tüchtig durchgefroren, Freund?"

„Wie soll man nicht frieren in dem dünnen Überrock! Einen Pelz hab' ich gehabt, aber ich will's schon gestehn — gestern hab' ich ihn in der Branntweinschenke versetzt; der Frost kam mir gering vor."

In diesem Augenblick trat der Wirt mit dem kochenden Samowar ein. Ich bot unserm Führer eine Tasse Tee an; er kam vom Hängeboden heruntergekrochen. Sein Äußeres schien mir bemerkenswert. Er mochte vierzig Jahre alt sein, war von mittlerem Wuchs, mager und breitschultrig. Im schwarzen Bart zeigten sich hie und da schon graue Haare; seine lebhaften großen Augen liefen nur so hin und her. Das Gesicht hatte einen recht angenehmen, aber nicht eben vertrauenerweckenden Ausdruck... Die Haare waren kurz geschnitten; auf dem Leib hatte er einen zerlumpten Überrock und tatarische Pluderhosen. Ich reichte ihm eine Tasse Tee; er nahm einen Schluck und verzog das Gesicht.

„Euer Wohlgeboren, erweisen Sie mir die Gnade, lassen Sie mir ein Glas Branntwein geben; der Tee ist kein Getränk für uns Kosaken!"

Ich erfüllte seinen Wunsch gern. Der Wirt nahm eine Kanne und ein Glas aus dem Schrank, ging auf ihn zu, sah ihm ins Gesicht und sagte:

„Aha! Wieder in unserm Land! Wo kommst du her?"

Mein Führer kniff die Augen bedeutungsvoll zusammen und antwortete mit einem Sprichwort:

„Ich flog über die Gemüsebeete, ich pickte Hanfkörner; Großmutter warf einen Stein nach mir und traf mich nicht. Nun, und eure Leute?"

„Ach, was!" antwortete der Wirt in derselben Weise, „man wollte zur Vesper läuten, aber die Popenfrau duldete es nicht; der Pope ist zu Besuch gegangen, die Teufel sitzen auf dem Friedhof."

„Sei still, Onkel", entgegnete mein Landstreicher, „gibt es Regen, gibt's auch Pilze; gibt's Pilze, findet sich auch ein Korb; jetzt aber" — wieder kniff er die Augen zusammen — „steck' das Beil hintern Rücken — der Förster geht um. Euer Wohlgeboren! Auf Eure Gesundheit."

Bei diesen Worten nahm er das Glas, bekreuzigte sich, leerte es auf einen Zug, verbeugte sich vor mir und kroch wieder auf seinen Hängeboden.

Ich konnte damals kein Wort von dem Rotwelsch verstehen und erriet erst viel später, daß von der Lage des Jaik-Heeres die Rede war, das damals eben erst nach dem Aufruhr von 1772 zur Ruhe gebracht worden war. Saweljitsch hörte mit sehr unzufriedener Miene zu. Er sah bald den Wirt, bald den Führer argwöhnisch an. Das Wirtshaus war sehr abgelegen, mitten in der Steppe, von jeder Siedlung weit entfernt, und erinnerte nur zu sehr an ein Räubernest. Aber es war nichts zu machen. An eine Weiterfahrt war nicht zu denken. Saweljitschs Unruhe ergötzte mich sehr. Unterdessen machte ich mich zur Nachtruhe bereit und streckte mich auf die Bank. Saweljitsch beschloß, sich auf dem Ofen einzurichten, der Wirt legte sich auf

den Fußboden. Bald schnarchte die ganze Hütte und ich selber schlief wie ein Toter.

Als ich am nächsten Morgen ziemlich spät erwachte, sah ich, daß der Sturm sich gelegt hatte. Die Sonne schien hell. Der Schnee lag als blendend weiße Decke auf der endlosen Steppe. Die Pferde waren angespannt. Ich rechnete mit dem Wirt ab, der von uns eine so bescheidene Summe verlangte, daß Saweljitsch ihm nicht widersprach und nicht mit ihm feilschte, wie es sonst seine Gewohnheit war; der gestrige Verdacht war völlig aus seinem Kopf verschwunden. Ich rief den Führer, dankte ihm für die erwiesene Hilfe und bat Saweljitsch, ihm eine Poltina Trinkgeld zu geben. Saweljitschs Gesicht verfinsterte sich.

„Eine Poltina Trinkgeld!" sagte er. „Wofür denn? Weil du so gut warst, ihn bis zum Wirtshaus mitfahren zu lassen? Wie du willst, Herr, aber wir haben keine überflüssigen Poltinen. Wenn man jedem ein Trinkgeld geben soll, kann man selber bald hungern."

Ich konnte mit Saweljitsch nicht streiten. Das Verfügungsrecht über mein Geld besaß er — nach meinem feierlichen Versprechen. Ich ärgerte mich aber, daß ich dem Manne nicht danken konnte, der mich, wenn nicht aus der Not, so doch aus einer sehr unangenehmen Lage gerettet hatte.

„Gut", sagte ich kaltblütig, „wenn du ihm die Poltina nicht geben willst, so gib ihm etwas von meinen Kleidern. Er ist zu leicht gekleidet. Gib ihm meinen Hasenpelz."

„Ich bitte dich, Väterchen, Peter Andrejewitsch!" sagte Saweljitsch, „was soll er mit deinem Hasenpelz? Der Hund versäuft ihn in der ersten Kneipe."

„Das braucht dich nicht zu kümmern, Alter", sagte mein Landstreicher, „ob ich ihn versaufe oder nicht. Seine Hochwohlgeboren schenkt mir einen Pelz aus seinem Besitz, das ist sein herrschaftlicher Wille und deine Knechtspflicht ist es, nicht zu streiten, sondern zu gehorchen."

„Fürchtest du Gott nicht, du Räuber?" erwiderte Saweljitsch mit zorniger Stimme, „du siehst, daß das Kind noch keine Vernunft hat, und da willst du's berauben, weil es

noch so einfältig ist! Was willst du mit dem Pelz anfangen? Du kriegst ihn ja gar nicht über deine vermaledeiten Schultern!"

„Laß das Klugschwätzen", sagte ich zu Saweljitsch, „bring den Pelz sofort her."

„Herr Gott im Himmel!" stöhnte mein Alter, „der Hasenpelz ist noch so gut wie neu! Und wenn's noch an einen ehrlichen Mann ginge — aber so ein abgelumpter Saufbruder!"

Der Pelz wurde dennoch gebracht. Der Landstreicher paßte ihn sofort an. In der Tat war ihm der Pelz, aus dem auch ich schon herausgewachsen war, etwas zu eng. Er brachte es aber doch fertig und zog ihn an, nachdem er ein paar Nähte aufgetrennt hatte — Saweljitsch heulte fast auf, als er hörte, wie die Fäden krachten. Der Vagabund war mit meinem Geschenk sehr zufrieden. Er begleitete mich bis zur Kibitka und sagte mit einer tiefen Verbeugung:

„Danke, Euer Wohlgeboren! Gott lohne Ihnen Ihre Gnade! Mein Lebtag vergesse ich Ihre Güte nicht."

Er ging seines Weges, und ich fuhr weiter, ohne auf Saweljitsch zu achten; bald hatte ich den gestrigen Sturm, meinen Führer und den Hasenpelz vergessen.

In Orenburg angelangt, begab ich mich geradeswegs zum General. Ich fand einen Mann von hoher Gestalt, aber schon vom Alter gebeugt. Seine langen Haare waren ganz weiß. Die alte verblichene Uniform ließ den Kriegsmann aus der Zeit der Kaiserin Anna Iwanowna erkennen und seine Sprache verriet seine deutsche Herkunft nur zu deutlich. Ich reichte ihm Vaters Brief. Bei seinem Namen sah er mich schnell an.

„Mein Gott!" sagte er, „wie lange ist's her, da war Andrej Petrowitsch nicht älter als du, und nun hat er schon so einen Jungen! Ach, wie die Zeit vergeht!"

Er machte den Brief auf und las ihn halblaut, ab und zu eine Zwischenbemerkung machend. „‚Hochgeehrter Herr Andrej Karlowitsch, ich hoffe, daß Eure Exzellenz' ... Was sind das für Zeremonien? Pfui, schämt er sich gar nicht?

Gewiß, die Disziplin ist die Hauptsache, aber schreibt man so einem alten Kameraden? ‚Eure Exzellenz haben nicht vergessen . . .' Hm, hm! . . . ‚und als . . . der verstorbene Feldmarschall Mün . . . im Feldzuge . . . und auch . . . Karolinchen . . .' Aha! Bruder! Er erinnert sich noch unserer alten Streiche! ‚Jetzt zur Sache . . . schicke Ihnen meinen Lümmel . . .!' hm . . . ‚mit Handschuhen aus Igelhaut anfassen . . .' Was heißt das — Handschuhe aus Igelhaut? Das ist wohl ein russisches Sprichwort? . . . Was heißt das: ‚mit Handschuhen aus Igelhaut anfassen'?" wiederholte er, zu mir gewandt.

„Das heißt", erwiderte ich mit möglichst unschuldiger Miene, „jemand freundlich behandeln, nicht allzu streng, ihm recht viel Freiheit geben — mit einem Wort, mit Handschuhen aus Igelhaut anfassen."

„Hm, ich verstehe . . . ‚und ihm nicht zu viel Freiheit lassen . . .' nein, die Handschuhe bedeuten doch wohl was anders . . . ‚anbei sein Paß . . .' Wo ist er denn? Ah, hier . . . ‚Ans Semionow-Regiment schreiben . . .' Gut, gut, wird alles gemacht. ‚Und gestatte mir, Dich ohne Titel und alle Ehrenbezeugungen zu umarmen . . . als Dein alter Kamerad und Freund . . .' ah! endlich kommt er drauf! . . . und so weiter . . . und so weiter . . ."

„Nun, Freund", sagte er, nachdem er den Brief gelesen und meinen Paß beiseite gelegt hatte, „es wird alles gemacht; du wirst als Offizier in ein hiesiges Regiment versetzt, und damit du keine Zeit verlierst, fährst du gleich morgen in die Festung Belogorskaja, wo du unter dem Kommando des Hauptmanns Mironow, eines guten und braven Mannes, stehen sollst. Dort wirst du richtigen Dienst zu leisten haben, wirst Disziplin lernen. In Orenburg hast du nichts zu suchen; Zerstreuung ist für einen jungen Menschen schädlich. Und heute bitte ich dich, mein Mittagsgast zu sein."

„Das wird immer besser", dachte ich für mich. „Was hat es mir nun genützt, daß ich noch im Mutterleibe Gardesergeant war? Wohin bin ich geraten? Ins Regiment, in

eine gottverlassene Festung, am Rande der Kirgisensteppe!..."
Ich aß bei Andrej Karlowitsch Mittag, zu dritt mit seinem alten Adjutanten. Strenge deutsche Sparsamkeit herrschte bei Tische, und ich glaube, daß die Angst, öfter einen Gast mehr an seiner Junggesellentafel zu sehen, zum Teil die Ursache meiner so eiligen Abfertigung in die Garnison gewesen sein mag. Tags darauf verabschiedete ich mich vom General und reiste nach meinem Bestimmungsort ab.

Drittes Kapitel

DIE FESTUNG

In der Festung wohnen wir,
Brot nur gibt's und Wasser hier;
Aber will zu Wein und Kuchen
Uns der grimme Feind besuchen,
Soll er nicht zu sehr erstaunen:
Zur Begrüßung gibt's Kartaunen.
Soldatenlied

Leute vom alten Schlag, Väterchen!
Fonwisins „Landjunker"

Die Festung Belogorskaja lag vierzig Werst von Orenburg entfernt. Der Weg ging am steilen Ufer des Jaik entlang. Der Fluß war noch nicht zugefroren und seine bleiernen Wellen schimmerten traurig-schwarz zwischen den einförmigen, mit weißem Schnee bedeckten Ufern. Hinter ihnen dehnten sich die kirgisischen Steppen. Ich versank in Gedanken, die zum größten Teil recht traurig waren. Das Leben in der Garnison hatte wenig Anziehendes für mich. Ich versuchte mir ein Bild meines künftigen Vorgesetzten, des Hauptmanns Mironow, zu machen, und stellte ihn mir als strengen, zornigen alten Mann vor, der nur seinen Dienst im Kopfe hat und mich für jede Kleinigkeit bei Wasser und Brot einzusperren geneigt ist. Inzwischen begann es zu dämmern. Wir fuhren ziemlich schnell.

„Ist es noch weit bis zur Festung?" fragte ich den Kutscher.

„O nein", erwiderte er. „Da! Man sieht sie schon!"

Ich schaute mich nach allen Seiten um, in der Erwartung, drohende Bastionen, Türme und Wälle zu erblicken, sah aber nichts außer einem kleinen Dorf, das von einem Bretterzaun umgeben war. Auf der einen Seite standen drei oder vier Heuschober, halb im Schnee versunken, auf der andern eine schiefe Windmühle mit träge herabhängenden Rindenbastflügeln.

„Wo ist denn die Festung?" fragte ich erstaunt.

„Da ist sie doch", antwortete der Kutscher und zeigte auf das Dorf; in diesem Augenblick fuhren wir auch schon hinein.

Vor dem Tor erblickte ich eine alte gußeiserne Kanone; die Gassen waren eng und krumm; die Häuser niedrig und meist mit Stroh gedeckt. Ich befahl dem Kutscher, mich zum Kommandanten zu fahren, und nach einer Minute hielt die Kibitka vor einem Holzhäuschen, das auf einer Anhöhe, unweit der ebenfalls hölzernen Kirche, stand.

Niemand kam mir entgegen. Ich trat in den Flur und öffnete die Tür zum Vorzimmer. Ein alter Invalide saß auf dem Tisch und nähte einen blauen Flicken auf den Ärmel eines grünen Waffenrocks. Ich befahl ihm, mich zu melden.

„Geh nur hinein, Väterchen", antwortete der Invalide, „unsere sind zu Hause."

Ich trat in ein sauberes Zimmerchen, das in altväterischer Weise ausgestattet war. In der Ecke stand ein Glasschrank mit Geschirr, an der Wand hing ein Offiziersdiplom unter Glas und Rahmen; rundherum war die Wand mit bunten Holzschnitten geschmückt, die die Einnahme von Küstrin und Otschakow, sowie die Brautwahl und das Begräbnis des Katers darstellten. Am Fenster saß eine alte Frau in einer warmen Jacke und einem Tuch auf dem Kopf. Sie wickelte Garn auf, das ihr ein einäugiger Mann in Offiziersuniform auf seinen auseinandergespreizten Händen hielt.

„Was steht zu Diensten, Väterchen?" fragte sie, ohne ihre Arbeit zu unterbrechen.

Ich antwortete, ich wäre dienstlich hierher kommandiert worden und wollte mich pflichtgemäß dem Herrn Hauptmann vorstellen; bei diesen Worten wandte ich mich an den Einäugigen, den ich für den Kommandanten hielt; aber die Hausfrau unterbrach meine wohleinstudierte Rede.

„Iwan Kusmitsch ist nicht zu Hause", sagte sie, „er ist zum Vater Gerasim zu Besuch gegangen; aber das tut nichts, Väterchen — ich bin seine Frau. Seien Sie herzlichst willkommen. Setzen Sie sich, Väterchen."

Sie rief das Dienstmädchen und befahl den Uriadnik zu holen. Der Alte sah mich mit seinem einen Auge neugierig an.

„Darf ich fragen", sagte sie, „in welchem Regiment Sie früher zu dienen geruhten?"

Ich befriedigte seine Neugier.

„Und darf ich Sie noch fragen", fuhr er fort, „warum Sie sich aus der Garde in die Garnison versetzen zu lassen geruhten?"

Ich erwiderte, das wäre der Wunsch meiner Vorgesetzten gewesen.

„Vermutlich für Handlungen, die sich für einen Gardeoffizier nicht schicken?" fuhr der unermüdliche Frager fort.

„Laß dein dummes Geschwätz", sagte die Hauptmannsfrau, „du siehst, der junge Mann ist müde von der Reise; er kann sich jetzt nicht mit dir abgeben... halt doch die Hände gerade..."

„Und du, Väterchen", fuhr sie, zu mir gewendet, fort, „sei nicht traurig, daß man dich in unsere Einöde gesteckt hat. Du bist nicht der erste und nicht der letzte. Die Länge trägt die Last. Schwabrin, Alexej Iwanowitsch, ist schon vor fünf Jahren zu uns versetzt worden — für Mord und Totschlag. Der liebe Gott mag wissen, was über ihn gekommen war. Er ist, denk dir bloß, mit einem Leutnant aus der Stadt hinausgefahren, ihre Degen hatten sie gleich mitgenommen, und nun haben sie angefangen, sich gegenseitig

zu spießen — da hat denn Alexej Iwanowitsch den Leutnant totgestochen, und noch vor zwei Zeugen! Was soll man dazu sagen? Jugend hat keine Tugend."

In diesem Augenblick trat der Uriadnik ein, ein junger stattlicher Kosak.

„Maximytsch", sagte die Hauptmannsfrau zu ihm, „weise mal dem Herrn Offizier ein Quartier an, aber sauber soll es sein."

„Zu Befehl, Wasilisa Jegorowna", antwortete der Kosak, „sollen wir Seine Wohlgeboren nicht bei Iwan Poleshajew einquartieren?"

„Was du redest, Maximytsch!" sagte die Hauptmannsfrau. „Bei Poleshajew ist es auch so schon eng; zudem ist er mein Gevatter und vergißt nie, daß wir seine Vorgesetzten sind. Bring den Herrn Offizier... wie lautet Ihr Name und Vatersname, Väterchen?"

„Peter Andrejewitsch."

„Bring Peter Andrejewitsch zu Semion Kusew. Der Halunke hat sein Pferd in meinem Gemüsegarten laufen lassen. Nun, Maximytsch, ist sonst alles in Ordnung?"

„Gott sei Dank, überall ist Ruhe", erwiderte der Kosak, „bloß der Korporal Prochorow hat sich im Dampfbade mit der Ustinja Negulina um eine Bütte heißen Wassers geprügelt."

„Iwan Ignatjewitsch", sagte die Hauptmannsfrau zu dem Einäugigen, „untersuche die Geschichte mit dem Prochorow und der Ustinja und stelle fest, wer recht und wer unrecht hat. Und dann bestraf sie alle beide. Nun, Maximytsch, du kannst jetzt gehen. Peter Andrejewitsch, Maximytsch wird Ihnen Ihr Quartier anweisen."

Ich verabschiedete mich. Der Uriadnik führte mich in ein Häuschen, das auf dem hohen Flußufer, am äußersten Rande der Festung, stand. Die Hälfte des Hauses bewohnte die Familie des Semion Kusow, die andere wurde mir eingeräumt. Sie bestand aus einem recht saubern Zimmer, das durch eine Bretterwand in zwei Teile geteilt war. Saweljitsch begann sich sofort häuslich einzurichten; ich schaute

aus dem schmalen Fensterchen. Vor mir dehnte sich die traurige Steppe. Schräg gegenüber standen ein paar Häuschen; auf der Straße liefen Hühner umher. Ein altes Weib stand mit einem Trog vor der Tür und rief die Schweine, die mit freundlichem Grunzen antworteten. Und in dieser Gegend war ich verdammt, meine Jugend zu verbringen! Wehmut ergriff mich. Ich trat vom Fenster zurück und legte mich schlafen, ohne Abendbrot gegessen zu haben, allen Ermahnungen Saweljitschs zum Trotz, der immer wieder jammerte:

„O mein Gott und Herr! Nichts mag er essen! Was wird die gnädige Frau sagen, wenn das Kind mir krank wird!"

Am nächsten Morgen kleidete ich mich gerade an, als die Tür aufging und ein junger Offizier bei mir eintrat. Er war klein von Wuchs und hatte ein stark gebräuntes, sehr häßliches, aber ungemein bewegliches Gesicht.

„Entschuldigen Sie", sagte er französisch, „daß ich so ungeniert zu Ihnen komme, um Ihre Bekanntschaft zu machen. Gestern erfuhr ich von Ihrer Ankunft; der Wunsch, endlich einmal ein menschliches Gesicht zu sehen, bemächtigte sich meiner so sehr, daß ich nicht warten konnte. Sie werden das begreifen, wenn Sie eine Zeitlang hier gelebt haben."

Ich erriet, daß das der Offizier war, der für einen Zweikampf von der Garde hierher versetzt worden war. Wir wurden gleich gut bekannt. Schwabrin war sehr gescheit. Seine Unterhaltung war witzig und amüsant. Er schilderte mir sehr lustig die ganze Familie des Kommandanten, seinen Verkehr und die Gegend, in die das Schicksal mich verstoßen hatte. Ich lachte herzlich, als der Invalide eintrat, der den Waffenrock im Vorzimmer des Kommandanten geflickt hatte, und mich im Auftrage von Wasilisa Jegorowna zum Mittagessen einlud. Schwabrin erklärte darauf, er wolle mich begleiten.

Als wir uns dem Hause des Kommandanten näherten, sahen wir auf dem Platze davor gegen zwanzig alte Invaliden mit langen Zöpfen und in dreieckigen Hüten. Sie standen in

Reih und Glied. Vor ihnen stand der Kommandant, ein kräftiger, hochgewachsener Greis in Nachtmütze und Nankingschlafrock. Als er uns erblickte, ging er auf uns zu, sagte mir ein paar freundliche Worte und fing an, wieder zu kommandieren. Wir blieben stehen, uns die Übungen anzusehen, doch er bat uns, gleich zu Wasilisa Jegorowna zu gehen: er würde sofort nachkommen.

„Hier", sagte er, „gibt es für Sie doch nichts zu sehen."

Wasilisa Jegorowna empfing uns sehr herzlich und behandelte mich, als wären wir seit Jahren bekannt. Der Invalide und Palaschka deckten den Tisch.

„Was exerziert mein Iwan Kusmitsch denn heute so lange?" sagte die Kommandantin. „Palaschka, ruf den Herrn zum Essen! Und wo steckt denn Mascha?"

Jetzt trat ein junges Mädchen von etwa achtzehn Jahren ein, mit rundem Gesicht und rosigen Backen. Ihr hellblondes Haar war glatt hinter die Ohren gekämmt, die nur so glühten. Beim ersten Anblick gefiel sie mir nicht sonderlich. Ich betrachtete sie mit einem gewissen Vorurteil: Schwabrin hatte mir Mascha, die Hauptmannstochter, als ganz dummes Ding geschildert. Maria Iwanowna setzte sich in eine Ecke und nahm eine Näharbeit vor. Unterdessen wurde die Kohlsuppe gebracht. Wasilisa Jegorowna, die ihren Mann immer noch vermißte, schickte Palaschka zum zweitenmal hinaus.

„Sag dem Herrn, die Gäste warteten und die Suppe würde kalt. Das Exerzieren läuft gottlob nicht davon, er hat noch Zeit genug, sich auszuschreien."

Der Hauptmann erschien bald in Begleitung des Einäugigen.

„Was soll denn das, Väterchen?" sagte seine Frau zu ihm, „das Essen ist längst und lange aufgetragen, und du läßt dich zehnmal rufen."

„Siehst du wohl, Wasilisa Jegorowna", antwortete Iwan Kusmitsch, „der Dienst hielt mich ab, ich mußte die Soldaten exerzieren lassen."

„Ach, laß doch", erwiderte die Hauptmannsfrau, „euer

Exerzieren ist nicht viel wert — weder werden die Leute draus klug, noch verstehst du was davon. Solltest lieber zu Hause sitzen und beten, das wäre vernünftiger. Nun, meine lieben Gäste, bitte zu Tisch."

Wir setzten uns, Wasilisa Jegorowna schwieg keinen Augenblick und bestürmte mich mit Fragen: wer meine Eltern seien, ob sie noch lebten, wo sie wohnten, wieviel Vermögen sie besäßen. Als sie hörte, daß mein Vater dreihundert leibeigene Bauern hätte, sagte sie: „Das soll sich nur einer vorstellen! Was es doch für reiche Leute auf der Welt gibt! Wir haben nur das eine Mädel, die Palaschka. Aber, gottlob, wir kommen auch gerade noch durch. Eins nur ist schlimm: Mascha ist im Alter, wo die Mädchen heiraten sollen — und was hat sie für eine Mitgift? Einen dichten Kamm und einen Birkenbesen, und drei Kopeken bares Geld (Gott verzeih's mir), um ins Dampfbad gehen zu können. Gut, wenn sich ein braver Mann findet; sonst wird sie wohl ihr Leben lang Jungfer bleiben müssen."

Ich sah Maria Iwanowna an; sie war ganz rot geworden, und sogar ein paar Tränen fielen in ihren Teller. Sie tat mir leid, und ich beeilte mich, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

„Ich habe gehört", sagte ich ziemlich ungeschickt, „daß die Baschkiren einen Überfall auf Ihre Festung planen."

„Von wem hast du denn das gehört, Väterchen?" fragte Iwan Kusmitsch.

„In Orenburg sprach man mir davon", antwortete ich.

„Dummes Zeug", sagte der Kommandant, „bei uns hört man schon lange nichts mehr. Die Baschkiren sind verschüchtert, und auch die Kirgisen haben ihren Denkzettel gekriegt. Zu uns wagen sie sich nicht heran, und tun sie es doch, dann wasch' ich ihnen die Köpfe so gründlich, daß sie zehn Jahre Ruhe halten."

„Und Sie fürchten sich gar nicht", fuhr ich, zur Hauptmannsfrau gewendet, fort, „in einer Festung zu bleiben, die derartigen Gefahren ausgesetzt ist?"

„Gewohnheit, Väterchen", erwiderte sie. „Vor zwanzig Jah-

ren, als man uns aus dem Regiment hierher versetzte — da hab' ich mich wohl sehr vor dem verdammten Heidenpack gefürchtet, Gott steh mir bei! Ich brauchte bloß die Luchsfellmützen zu sehen und ihr Geheul zu hören, da stand mir das Herz still, Väterchen, du magst mir's glauben oder nicht! Jetzt aber hab' ich mich so dran gewöhnt, daß ich mich nicht vom Platz rühre, wenn jemand mit der Meldung kommt, daß das Gesindel um die Festung herumlungert."

„Wasilisa Jegorowna ist eine sehr tapfere Dame", sagte Schwabrin feierlich, „Iwan Kusmitsch kann es bezeugen."

„Ja, siehst du wohl", sagte Iwan Kusmitsch, „das Frauenzimmer hat Mut."

„Nun, und Maria Iwanowna?" fragte ich, „ist sie ebenso tapfer wie Sie?"

„Ob Mascha tapfer ist?" antwortete die Mutter. „Nein, Mascha ist ein Hasenfuß. Bis heute kann sie keinen Gewehrschuß hören — gleich zittert sie am ganzen Leibe. Und als Iwan Kusmitsch vor zwei Jahren auf den Gedanken kam, zu meinem Namenstag die Kanone abzufeuern, da wäre mein Täubchen vor Schreck fast gestorben. Seitdem feuern wir aus der verdammten Kanone nicht mehr."

Wir standen vom Tisch auf. Der Hauptmann und seine Frau gingen schlafen; ich begab mich zu Schwabrin und verbrachte den ganzen Abend bei ihm.

Viertes Kapitel

DER ZWEIKAMPF

Wenn du nicht anders willst, stell dich in Positur,
Mein Degen soll dir schon durchbohren die Figur.
Kniashnin

Einige Wochen waren vergangen und das Leben in der Festung Belogorskaja kam mir nicht nur erträglich, sondern sogar angenehm vor. Im Hause des Kommandanten war ich aufgenommen wie ein Verwandter. Der Mann und

die Frau waren höchst ehrenwerte Leute. Iwan Kusmitsch, ein Soldatenkind, das es bis zum Offizier gebracht hatte, war ein ungebildeter und einfacher, aber durch und durch ehrlicher und braver Mann. Seine Frau hatte ihn ganz in ihrer Gewalt, was vollkommen seinem sorglosen Charakter entsprach. Wasilisa Jegorowna machte keinen Unterschied zwischen den Angelegenheiten des Dienstes und denen ihrer Wirtschaft und regierte die Festung ebenso wie ihr Haus. Maria Iwanowna hatte ihre Schüchternheit mir gegenüber bald aufgegeben. Wir wurden gute Freunde. Ich lernte sie als vernünftiges und gefühlvolles Mädchen kennen. Ganz unmerklich gewann ich die biedere Familie sehr lieb, sogar den einäugigen Garnisonsleutnant Iwan Ignatjewitsch, von dem Schwabrin sich ausgedacht hatte, er stände in einem unerlaubten Verhältnis zu Wasilisa Jegorowna, was auch nicht die geringste Wahrscheinlichkeit hatte; aber danach fragte Schwabrin nicht.

Ich wurde zum Offizier befördert. Der Dienst strengte mich nicht an. In der gottgesegneten Festung gab es weder Musterungen, noch Übungen, noch Wachen. Der Kommandant ließ die Soldaten hin und wieder, wenn ihm der Sinn danach stand, exerzieren, hatte aber noch nicht erreichen können, daß sie alle wußten, welches die rechte und welches die linke Seite wäre, obgleich viele, um sich nicht zu versehen, sich vor jeder Wendung mit dem Zeichen des Kreuzes segneten. Schwabrin hatte ein paar französische Bücher. Ich fing an zu lesen, und in mir erwachte die Neigung zur Literatur. Morgens las ich, übte mich im Übersetzen, mitunter auch im Verfassen von Versen; zu Mittag aß ich fast immer beim Kommandanten, wo ich gewöhnlich auch den Rest des Tages zubrachte; abends stellte sich zuweilen auch der Vater Gerasim mit seiner Frau Akulina Pamfilowna ein, der ersten Geschichtenmacherin im ganzen Bezirk. Alexej Iwanowitsch Schwabrin sah ich natürlich täglich; doch von Stunde zu Stunde wurde mir der Verkehr mit ihm unangenehmer. Seine beständigen Spötteleien über die Familie des Kommandanten gefielen mir

gar nicht, am wenigsten die Sticheleien über Maria Iwanowna. Andere Gesellschaft gab es in der Festung nicht; ich wünschte mir aber auch keine andere.

Trotz den Voraussagen des Generals rührten die Baschkiren sich nicht. Rings um unsere Festung herrschte tiefe Ruhe. Aber der Friede wurde plötzlich durch einen inneren Zwist gestört.

Ich bemerkte schon, daß ich mich mit Literatur beschäftigte. Meine Versuche waren für die damalige Zeit nicht übel; einige Jahre später wurden sie von Alexander Petrowitsch Sumarokow sehr gelobt. Einmal gelang mir ein kleines Lied, mit dem ich sehr zufrieden war. Bekanntlich suchen die Autoren bisweilen unter dem Vorwande, sie brauchten guten Rat, nach wohlwollenden Zuhörern. Und so brachte auch ich mein Liedchen, nachdem ich eine Reinschrift verfertigt hatte, zu Schwabrin, der allein in der ganzen Festung imstande war, ein Dichtwerk zu würdigen. Nach einer kurzen Vorrede zog ich mein Heft aus der Tasche und las ihm folgende Verse vor:

Ach, verzehrt von Liebesleide,
Lechz' ich nach Vergessenheit;
Wenn ich Maschas Anblick meide,
Wähn ich, wird mein Herz befreit.

Aber ihre Zauberblicke
Lächeln überall mir zu,
Sie bestimmen mein Geschicke,
Rauben meines Herzens Ruh.

Mascha, Mascha, hör mich klagen
Und erbarm dich meiner Pein!
Ach, ich kann's nicht länger tragen!
O erbarm, erbarm dich mein!

„Wie findest du das?" fragte ich Schwabrin in Erwartung des mir als schuldigen Tribut zukommenden Lobes. Aber zu meinem großen Ärger erklärte der sonst sehr nachsichtige Schwabrin mein Lied für ganz schlecht.

„Warum?" fragte ich, meinen Ärger verbeißend.
„Weil", erwiderte er, „solche Verschen meines Lehrers Wasilij Kirilowitsch Tredjakowskij würdig sind. Sie erinnern mich lebhaft an seine Liebesliedchen."
Mit diesen Worten griff er nach meinem Heft und begann jeden Vers und jedes Wort erbarmungslos zu kritisieren, wobei er sich in der bissigsten Weise über mich lustig machte. Das wurde mir zu viel, ich riß ihm das Heft aus der Hand und sagte, daß ich ihm meine Dichtungen hinfort nie mehr zeigen würde. Schwabrin lachte auch über diese Drohung.
„Wir wollen sehen", sagte er, „ob du Wort hältst; der Versifex braucht einen Zuhörer, wie Iwan Kusmitsch sein Kännchen Schnaps vor dem Essen. Wer ist denn diese Mascha, der du dein Liebeslied und deine Herzenspein gestehst? Wohl gar Maria Iwanowna?"
„Das geht dich nichts an", antwortete ich finster, „du brauchst nicht zu wissen, wer diese Mascha ist. Ich bedarf weder deines Urteils, noch deiner Vermutungen."
„Oho! Der selbstbewußte Dichter und bescheidene Liebhaber", fuhr Schwabrin fort, mich immer mehr reizend, „laß dir aber einen freundschaftlichen Rat geben: wenn du Erfolg haben willst, so empfehle ich dir, nicht mit Liedern zu wirken."
„Was soll das heißen, mein Herr? Drücke dich klarer aus."
„Sehr gern. Das soll heißen: wenn du haben willst, daß Mascha Mironowa in der Dämmerung zu dir kommt, so schenk ihr statt eines zärtlichen Liedchens lieber ein Paar Ohrringe."
Mein Blut wallte auf.
„Was berechtigt dich, so von ihr zu denken?" fragte ich, meine Empörung mühsam dämpfend.
„Was mich dazu berechtigt?" sagte er mit teuflischem Lachen. „Ich kenne ihre Art und ihre Gewohnheiten aus Erfahrung."
„Du lügst, Schuft", schrie ich in rasender Wut, „du lügst in der schamlosesten Weise!"

Schwabrin verzog das Gesicht.
„Das soll Ihnen nicht so durchgehen", sagte er, meinen Arm zusammenpressend, „Sie werden mir Satisfaktion geben!"
„Sehr gern, wann du willst", erwiderte ich erfreut.
In diesem Augenblick hätte ich ihn zerreißen können.
Ich begab mich sofort zu Iwan Ignatjewitsch und fand ihn mit einer Stopfnadel bewaffnet; auf Befehl der Kommandantin reihte er Pilze auf einen Bindfaden, die für den Winter getrocknet werden sollten.
„Ah! Peter Andrejewitsch!" sagte er, als er mich anblickte. „Willkommen! Was führt Sie her? In welcher Angelegenheit, wenn ich bitten darf?"
Ich teilte ihm in Kürze mit, daß ich mit Alexej Iwanowitsch Streit gehabt hätte und ihn, Iwan Ignatjewitsch, bitte, mein Sekundant zu sein. Iwan Ignatjewitsch hörte mir aufmerksam zu und starrte mich dabei aus seinem weit aufgerissenen einzigen Auge erstaunt an.
„Sie wollen sagen", fing er endlich an, „daß Sie Alexej Iwanowitsch totstechen möchten, und wünschen, ich solle Zeuge dabei sein? Ist es so, wenn ich fragen darf?"
„Allerdings."
„Erbarmen Sie sich, Peter Andrejewitsch! Was fällt Ihnen ein! Sie haben sich mit Alexej Iwanowitsch gezankt? Großes Unglück! Man schlägt sich und man verträgt sich. Er sagt Ihnen ein freches Wort und Sie sagen ihm zwei dagegen; er gibt Ihnen eine Maulschelle und Sie geben ihm eine Backpfeife, eine zweite, eine dritte, wenn's sein muß! Dann geht jeder seines Weges, und unsere Sache ist's, Sie wieder zu versöhnen. Bedenken Sie doch — was haben Sie davon, wenn ich fragen darf, Ihren Nebenmenschen abzustechen? Und wenn's noch sicher wäre, daß Sie ihn totstechen! Es ist nicht schade um Alexej Iwanowitsch, ich selber mag ihn nicht. Wenn er aber Sie aufspießt? Was soll dann werden? Wer ist dann der Genarrte, wenn ich fragen darf?"
Die Betrachtungen des vernünftigen Leutnants konnten mich nicht irre machen. Ich blieb bei meinem Entschluß.

„Wie Sie wollen", sagte Iwan Ignatjewitsch, „tun Sie, was Sie für recht halten. Aber wozu soll ich dabei Zeuge sein? Aus welchem Grunde? Leute schlagen sich — was ist da besonderes zu sehen, wenn ich fragen darf? Gott sei Dank, ich bin gegen den Schweden ins Feld gezogen und gegen den Türken, ich habe genug gesehen."

Ich suchte ihn, so gut es ging, über die Pflichten eines Sekundanten aufzuklären, aber Iwan Ignatjewitsch konnte mich ganz und gar nicht verstehen.

„Wie Sie wollen", sagte er endlich, „aber wenn ich mich in diese Sache mischen soll, so kann ich nichts anderes tun, als zu Iwan Kusmitsch gehen und pflichtgemäß melden, daß in der Festung ein Verbrechen geplant wird, das dem Interesse der Krone nicht zuträglich ist. Wollen der Herr Kommandant die Güte haben, entsprechende Maßnahmen zu treffen?"

Ich erschrak und bat Iwan Ignatjewitsch, dem Kommandanten nichts zu sagen; mit Mühe und Not brachte ich ihn dazu; er gab mir sein Wort, und ich beschloß, ihn in Ruhe zu lassen.

Den Abend verbrachte ich nach meiner Gewohnheit beim Kommandanten. Ich suchte hier heiter und gleichmütig zu scheinen, um keinerlei Verdacht zu wecken und peinlichen Fragen aus dem Wege zu gehen, doch ich gestehe, daß ich nicht die Kaltblütigkeit besaß, deren sich fast alle rühmen, die in meiner Lage waren. An diesem Abend war ich zu Sanftmut und Rührung geneigt. Maria Iwanowna gefiel mir mehr denn je. Der Gedanke, daß ich sie vielleicht zum letztenmal sähe, verlieh ihr in meinen Augen etwas Rührendes. Schwabrin war auch da. Ich zog ihn beiseite und teilte ihm mein Gespräch mit Iwan Ignatjewitsch mit.

„Was brauchen wir Sekundanten?" sagte er trocken, „es geht auch ohne sie."

Wir beschlossen uns hinter den Heuschobern zu schlagen, die sich in der Nähe der Festung befanden, und am nächsten Morgen gegen sieben Uhr dort zusammenzutreffen.

Wir unterhielten uns anscheinend so freundschaftlich, daß Iwan Ignatjewitsch sich vor Freude verplapperte.

„So ist's recht", sagte er mit zufriedener Miene, „ein schlechter Frieden ist besser als ein guter Streit; und bist du nicht ehrlich, so bist du doch gesund."

„Was? Was, Iwan Ignatjewitsch?" sagte die Kommandantin, die in der Ecke saß und Karten legte, „ich habe nicht recht gehört."

Iwan Ignatjewitsch sah, daß ich ihm durch Zeichen meine Unzufriedenheit ausdrückte, erinnerte sich seines Versprechens, wurde verlegen, und wußte nicht, was er sagen sollte. Schwabrin kam ihm zu Hilfe.

„Iwan Ignatjewitsch", sagte er, „billigt unsere Versöhnung."

„Mit wem hast du denn Streit gehabt, Väterchen?"

„Peter Andrejewitsch und ich haben uns tüchtig gezankt."

„Weswegen?"

„Wegen einer Bagatelle; um ein Lied, Wasilisa Jegorowna."

„Um so etwas zanken sie sich! Um ein Lied! Wie kam denn das?"

„Das kam so: Peter Andrejewitsch hat neulich ein Lied verfaßt und sang es gestern in meiner Gegenwart; da stimmte ich auch mein Lieblingsliedchen an:

Hauptmannstöchterlein,
Geh nicht so allein,
Im Mondenschein —

Wir gerieten aneinander. Peter Andrejewitsch war erst ganz böse geworden, nachher überlegte er aber, daß doch jeder singen könne, was er wolle. Damit war die Sache erledigt."

Schwabrins Schamlosigkeit brachte mich in Wut; allein niemand außer mir hatte seine rohen Anspielungen verstanden; zum mindesten hatte niemand sie beachtet. Von den Liedern kam das Gespräch auf die Dichter, und der Kommandant bemerkte, sie wären alle liederliche Kerle und unverbesserliche Säufer, und gab mir den freundschaft-

lichen Rat, das Versemachen zu lassen, da es dem Dienst nur hinderlich sei und zu nichts Gutem führen könne.
Schwabrins Gegenwart war mir unerträglich. Ich verabschiedete mich bald vom Kommandanten und seiner Familie. Nach Hause gekommen, betrachtete ich meinen Degen, prüfte die Spitze und legte mich zu Bett, nachdem ich Saweljitsch befohlen hatte, mich gegen halb sieben zu wecken.
Am nächsten Morgen stand ich zur bestimmten Stunde schon hinter den Heuschobern und wartete auf meinen Gegner. Er kam auch sehr bald.
„Man kann uns überraschen", sagte er, „wir müssen uns beeilen."
Wir nahmen die Röcke ab, behielten nur die Westen an und zogen die Degen. In diesem Augenblick kam hinter einem Heuschober plötzlich Iwan Ignatjewitsch mit fünf Invaliden hervor. Er forderte uns zum Kommandanten; ärgerlich fügten wir uns; die Soldaten umringten uns, und wir folgten Iwan Ignatjewitsch, der uns im Triumph fortführte und dabei ungemein feierlich einherschritt.
Wir traten in das Haus des Kommandanten. Iwan Ignatjewitsch riß die Tür auf und proklamierte feierlich: „Da hab' ich sie!" Wir wurden von Wasilisa Jegorowna empfangen.
„Ach, meine Besten! Was sind das für Geschichten? Wie? Was? In unserer Festung Mord und Totschlag! Iwan Kusmitsch, setze sie gleich in Arrest! Peter Andrejewitsch! Alexej Iwanowitsch! Geben Sie gleich Ihre Degen ab! Schnell! Her damit! Palaschka, trage die Degen in die Rumpelkammer! Peter Andrejewitsch, das hätte ich von dir nicht erwartet! Schämst du dich gar nicht? Von Alexej Iwanowitsch rede ich nicht — er ist für eine Mordtat aus der Garde hierher verschickt worden, er glaubt auch an Gott den Herrn nicht! Aber du? Mußt du es ihm nachmachen?"
Iwan Kusmitsch war mit seiner Gattin vollkommen einverstanden und sagte:

„Siehst du wohl, Wasilisa Jegorowna sagt die Wahrheit. Zweikämpfe sind in den Kriegsartikeln nach aller Form Rechtens verboten."

Unterdessen hatte Palaschka uns die Degen abgenommen und in die Kammer getragen. Ich konnte mich des Lachens nicht enthalten. Schwabrin verharrte in feierlichem Ernst.

„Bei all meiner Achtung vor Ihnen", sagte er kaltblütig zu Wasilisa Jegorowna, „muß ich doch bemerken, daß Sie sich unnütz anstrengen, wenn Sie über uns Gericht abhalten wollen. Überlassen Sie das Iwan Kusmitsch — das ist seine Sache."

„Ach, Väterchen!" erwiderte die Kommandantin, „sind denn Mann und Weib nicht ein Geist und ein Leib? Iwan Kusmitsch, was hältst du Maulaffen feil? Sperr sie beide getrennt ein, bei Wasser und Brot, daß sie von ihrer Dummheit kuriert werden, und mag Vater Gerasim ihnen eine Kirchenbuße auferlegen, daß sie Gott um Vergebung bitten und vor den Leuten Abbitte tun."

Iwan Kusmitsch wußte nicht, wozu er sich entschließen sollte. Maria Iwanowna war sehr bleich. Nach und nach legte sich der Sturm; die Kommandantin beruhigte sich und zwang uns, einander zu küssen. Palaschka brachte uns die Degen zurück. Wir gingen scheinbar versöhnt vom Kommandanten fort. Iwan Ignatjewitsch begleitete uns.

„Schämen Sie sich gar nicht", sagte ich ärgerlich zu ihm, „uns beim Kommandanten zu denunzieren, nachdem Sie mir Ihr Wort gegeben hatten, es nicht zu tun?"

„Gott ist mein Zeuge, ich habe Iwan Kusmitsch nichts gesagt", antwortete er, „Wasilisa Jegorowna hat alles aus mir herausgeholt. Sie hat auch alles Weitere angeordnet, ohne Wissen des Kommandanten... Aber Gott sei Lob und Dank, daß es so ausgegangen ist."

Mit diesen Worten trennte er sich von uns, um nach Hause zu gehen; Schwabrin und ich blieben allein.

„Unsere Sache kann damit noch nicht beendet sein", sagte ich zu ihm.

„Gewiß", antwortete Schwabrin, „Sie werden Ihre Frech-

heit mit Blut bezahlen müssen. Aber man wird uns jetzt wahrscheinlich scharf beobachten. Ein paar Tage werden wir uns verstellen müssen. Auf Wiedersehen."
Und wir trennten uns, als wäre nichts geschehen.
Zum Kommandanten zurückgekehrt, setzte ich mich, wie gewöhnlich, neben Maria Iwanowna. Iwan Kusmitsch war nicht zu Hause; Wasilisa Jegorowna hatte in der Wirtschaft zu tun. Wir unterhielten uns halblaut. Maria Iwanowna machte mir zärtliche Vorwürfe wegen der Unruhe, in die mein Streit mit Schwabrin sie versetzt hatte.
„Ich war starr", sagte sie, „als man mir erzählte, Sie wollten mit den Degen fechten. Wie sonderbar sind die Männer! Wegen eines Wortes, das sie nach einer Woche gewiß vergessen hätten, sind sie bereit, sich gegenseitig abzuschlachten, und opfern nicht nur ihr Leben, sondern auch ihr Gewissen und das Glück jener, die... Aber ich bin überzeugt, daß nicht Sie den Streit hervorgerufen haben. Gewiß ist Alexej Iwanowitsch schuld."
„Warum denken Sie so, Maria Iwanowna?"
„Weil... Er ist ein solcher Spötter. Ich mag Alexej Iwanowitsch nicht. Er ist mir sehr zuwider. Aber wie seltsam: um nichts in der Welt wünschte ich, daß ich ihm auch mißfiele. Das würde mich furchtbar beunruhigen."
„Was meinen Sie denn, Maria Iwanowna? Gefallen Sie ihm oder nicht?"
Maria Iwanowna stockte und errötete.
„Mir scheint...", sagte sie, „ich glaube, daß ich ihm gefalle."
„Warum glauben Sie das denn?"
„Weil er um mich gefreit hat."
„Gefreit! Er um Sie! Wann denn?"
„Im vorigen Jahr. Ungefähr zwei Monate vor Ihrer Ankunft."
„Und Sie sagten nicht ja?"
„Wie Sie sehen. Alexej Iwanowitsch ist gewiß ein gescheiter Mann aus guter Familie und hat Vermögen; aber wenn ich mir vorstellen soll, ich müßte ihn vor dem Trau-

altar in aller Gegenwart küssen... nie und nimmer! Um nichts in der Welt!"

Maria Iwanownas Worte öffneten mir die Augen und erklärten mir vieles. Nun begriff ich die üble Nachrede, mit der Schwabrin sie hartnäckig verfolgte. Er hatte wohl unsere gegenseitige Zuneigung bemerkt und wollte uns auseinanderbringen. Die Worte, die die Veranlassung zu unserm Streit gegeben hatten, schienen mir nun erst recht abscheulich, da ich statt eines rohen und unpassenden Scherzes eine wohlüberlegte Verleumdung erkannte. Der Wunsch, den frechen Lügner zu strafen, wurde in mir noch stärker und ich wartete mit Ungeduld auf eine passende Gelegenheit.

Ich brauchte nicht lange zu warten. Schon am nächsten Tage, als ich über einer Elegie saß und in Erwartung eines Reimes an meiner Feder kaute, klopfte Schwabrin an mein Fenster. Ich ließ die Feder liegen, nahm meinen Degen unter den Arm und ging zu ihm hinaus.

„Warum verschieben?" sagte Schwabrin zu mir, „wir sind unbeobachtet. Gehen wir an den Fluß. Da kann uns niemand stören."

Wir machten uns schweigend auf den Weg, stiegen den steilen Fußpfad hinab, blieben dicht am Wasser stehen und zogen die Degen. Schwabrin war gewandter als ich, aber ich war stärker und kühner, und Monsieur Beauprès, der früher Soldat gewesen war, hatte mir einige Fechtstunden gegeben, die mir jetzt zugute kamen. Schwabrin hatte nicht erwartet, in mir einen so gefährlichen Gegner zu finden. Lange konnten wir uns gegenseitig keinen Schaden antun; endlich, als ich bemerkte, daß Schwabrins Kraft erlahmte, drang ich lebhaft auf ihn ein, und trieb ihn fast in den Fluß hinein. Da hörte ich laut meinen Namen rufen. Ich sah mich um und erblickte Saweljitsch, der auf dem Fußpfad mir entgegengelaufen kam... In diesem Augenblick fühlte ich einen Stich in der Brust unter der rechten Schulter, ich fiel hin und verlor die Besinnung.

Fünftes Kapitel

DIE LIEBE

Ach du schönes Mägdelein!
Heirat', Mägdlein, nicht zu früh!
Frage Vater und Mutter erst,
Vater und Mutter, dein ganzes Geschlecht.
Sammle, Mägdlein, Sinn und Verstand,
Sinn und Verstand und Mitgift auch.

Volkslied

Findst du 'ne Schöne — vergissest du mich,
Findst du keine — gedenkst du meiner.

Desgleichen

Als ich erwachte, konnte ich mich eine Zeitlang auf nichts besinnen und begriff nicht, was mit mir geschehen war. Ich lag auf dem Bette in einem mir unbekannten Zimmer und fühlte mich sehr schwach. Vor mir stand Saweljitsch mit einer Kerze in der Hand. Jemand löste behutsam den Verband, der um meine Brust und Schulter geschlungen war. Nach und nach klärten sich meine Gedanken. Ich erinnerte mich wieder des Zweikampfs und erriet, daß ich verwundet war. In diesem Augenblick knarrte die Tür.

„Nun, wie geht's?" flüsterte eine Stimme, die mich erbeben machte.

„Immer in derselben Lage", erwiderte Saweljitsch seufzend, „immer bewußtlos; heute werden's fünf Tage."

Ich wollte mich umwenden, es ging aber nicht.

„Wo bin ich? Wer ist da?" brachte ich mühsam heraus.

Maria Iwanowna trat an mein Bett und beugte sich über mich.

„Nun? Wie fühlen Sie sich?" fragte sie.

„Gott sei Dank", antwortete ich mit schwacher Stimme. „Sind Sie es, Maria Iwanowna? Sagen Sie mir..."

Ich war zu schwach, um weiterzureden, und verstummte. Saweljitsch stieß einen Seufzer aus. Freude malte sich auf seinem Gesicht.

„Er ist erwacht! Erwacht!“ sagte er immer wieder. „Dem Herrn sei Lob und Dank! Nun, Peter Andrejewitsch, hast du uns aber in Schrecken versetzt! Fünf Tage! Das ist leicht gesagt!“

Maria Iwanowna fiel ihm ins Wort.

„Sprich nicht so viel mit ihm, Saweljitsch“, sagte sie, „er ist noch schwach.“

Sie ging hinaus und schloß leise die Tür.

Meine Gedanken wogten durcheinander. Ich war also im Hause des Kommandanten, denn sonst hätte Maria Iwanowna nicht zu mir kommen können. Ich wollte einige Fragen an Saweljitsch richten, aber der Alte schüttelte heftig den Kopf und hielt sich die Ohren zu. Ich schloß ärgerlich die Augen und versank bald in Schlummer.

Als ich erwachte, rief ich nach Saweljitsch, doch an seiner statt sah ich Maria Iwanowna vor mir stehen; ihre Engelsstimme begrüßte mich. Ich kann das selige Gefühl nicht schildern, das sich in diesem Augenblick meiner bemächtigte. Ich faßte ihre Hand und preßte sie an mein Gesicht; Tränen der Rührung strömten über sie hin. Mascha zog die Hand nicht fort... und plötzlich berührten ihre Lippen meine Wange, ich fühlte ihren heißen und frischen Kuß. Es lief mir wie Feuer durch die Adern.

„Liebe, gute Maria Iwanowna“, sprach ich zu ihr, „du sollst meine Frau werden; mache mich glücklich.“

Sie kam zu sich.

„Um Gotteswillen, beruhigen Sie sich“, sagte sie, mir ihre Hand entziehend. „Sie sind noch in Lebensgefahr — die Wunde kann sich wieder öffnen. Schonen Sie sich, wenn auch nur mir zuliebe.“

Mit diesen Worten ging sie und ließ mich in seliger Begeisterung zurück. Das Glück hatte mich zum Leben erweckt! Sie wird mein sein! Sie liebt mich. Dieser Gedanke erfüllte mein ganzes Sein!

Von da ab fühlte ich mich stündlich besser. Behandelt wurde ich vom Regimentsbarbier, denn einen andern Arzt gab es in der Festung nicht, und dieser dünkte sich gottlob

nicht klüger als er war. Jugend und Natur beschleunigten meine Genesung. Die ganze Familie des Kommandanten pflegte mich. Maria Iwanowna ging nicht von mir. Selbstverständlich nahm ich bei der nächsten passenden Gelegenheit die unterbrochene Aussprache wieder auf, und Maria Iwanowna hörte mich mit mehr Geduld an. Ohne jede Ziererei gestand sie mir ihre herzliche Zuneigung und sagte, ihre Eltern würden selbstverständlich über ihr Glück hocherfreut sein.

„Aber überlege dir ordentlich", fügte sie hinzu, „ob deine Verwandten nicht Schwierigkeiten machen könnten."

Ich wurde nachdenklich. Die zärtliche Liebe meiner Mutter war für mich über allem Zweifel; aber den Charakter und die Denkart meines Vaters kannte ich genug, um zu ahnen, daß meine Liebe ihn nicht allzusehr rühren würde: er würde in ihr nur die Torheit eines jungen Menschen sehen. Ich gestand das Maria Iwanowna ganz offen, beschloß jedoch, in einem Brief an den Vater meine ganze Beredsamkeit zu entfalten und ihn um seinen Segen zu bitten. Ich zeigte Maria Iwanowna den Brief und sie fand ihn so überzeugend und rührend, daß sie an seinem Erfolg nicht zu zweifeln vermochte und sich nun den Empfindungen ihres zarten Herzens mit der ganzen Vertrauensseligkeit der Jugend und der Liebe hingab.

Mit Schwabrin versöhnte ich mich in den ersten Tagen meiner Genesung. Iwan Kusmitsch erteilte mir wegen des Zweikampfes einen strengen Verweis und fügte hinzu:

„Ach, Peter Andrejewitsch! Von Rechts wegen müßte ich dich in Arrest setzen, aber du bist schon genug gestraft. Alexej Iwanowitsch sitzt im Kornmagazin, und seinen Degen hat Wasilisa Jegorowna eingeschlossen. Da mag er nun nachdenken und bereuen."

Ich war zu glücklich, um irgendwelche feindselige Gefühle in meinem Herzen zu hegen. Ich bat für Schwabrin, und der gute Kommandant beschloß mit Zustimmung seiner Gattin, ihm die Freiheit wiederzugeben. Schwabrin kam zu mir. Er sprach mir sein tiefes Bedauern über das Ge-

schehene aus, erklärte sich für den allein Schuldigen und bat mich, das Gewesene zu vergessen. Da ich von Natur nicht nachtragend war, verzieh ich ihm aufrichtig sowohl unsern Streit, als die Wunde, die er mir geschlagen hatte. Seine Verleumdung erklärte ich aus dem Ärger des gekränkten Selbstgefühls und der verschmähten Liebe und entschuldigte meinen unglücklichen Nebenbuhler großmütig.

Bald war ich ganz gesund und konnte in meine Wohnung zurückkehren. Mit Ungeduld erwartete ich die Antwort auf meinen Brief; ich wagte kaum zu hoffen und suchte meine traurigen Ahnungen gewaltsam zu unterdrücken. Mit Wasilisa Jegorowna und ihrem Mann hatte ich mich noch nicht ausgesprochen; aber meine Werbung hätte sie kaum überrascht. Weder ich, noch Maria Iwanowna suchten unsere Gefühle vor ihnen zu verbergen, und wir waren ihrer Zustimmung schon im voraus sicher.

Endlich, an einem schönen Morgen, trat Saweljitsch bei mir ein und hielt einen Brief in der Hand. Zitternd ergriff ich ihn. Die Adresse war von meines Vaters Hand geschrieben. Das verhieß wichtige Dinge, denn gewöhnlich war es die Mutter, die mir schrieb, und der Vater fügte nur ein paar Zeilen am Schluß hinzu. Lange zögerte ich, das Paket zu öffnen und las immer wieder die feierliche Aufschrift: „Meinem Sohn Peter Andrejewitsch Grinew, ins Gouvernement Orenburg, in die Festung Belogorskaja." Ich suchte aus der Handschrift die Stimmung zu erraten, in der der Brief geschrieben war; endlich entschloß ich mich ihn zu öffnen, und schon die ersten Zeilen bewiesen mir, daß alles zum Teufel war. Der Brief hatte folgenden Inhalt:

„Mein Sohn Peter! Deinen Brief, in welchem Du uns um unsern elterlichen Segen und unsere Zustimmung zur Ehe mit Maria Iwanowna Mironowa bittest, haben wir am 15. dieses Monats erhalten, und nicht nur habe ich keineswegs die Absicht, Dir meinen Segen oder meine Einwilligung zu geben, sondern ich hoffe noch einmal an Dich heranzukommen und Dir für Deine Narrenstückchen einen

tüchtigen Denkzettel zu verabfolgen, ohne mich um Deinen Offiziersrang zu kümmern, wie man einen dummen Jungen abfertigt. Denn Du hast gezeigt, daß Du noch nicht würdig bist, den Degen zu tragen, der Dir zur Verteidigung des Vaterlandes verliehen ward und nicht zu Zweikämpfen mit Taugenichtsen, wie Du selbst einer bist. Ich will sofort an Andrej Karlowitsch schreiben und ihn bitten, daß man Dich aus der Festung Belogorskaja in eine etwas entferntere Gegend versetzt, damit Du Dir die Dummheiten aus dem Kopf schlägst. Als Deine Mutter von Deinem Duell und Deiner Verwundung erfuhr, wurde sie vor Kummer krank und liegt noch jetzt zu Bett. Was soll aus Dir werden? Ich bete zu Gott, daß er Dich bessern möge, obgleich ich auf seine große Gnade kaum zu hoffen wage.

Dein Vater A. G."

Die Lektüre dieses Briefes weckte in mir sehr verschiedenartige Empfindungen. Die harten Worte, die mein Vater nicht gespart hatte, kränkten mich tief. Die Herablassung, mit der er von Maria Iwanowna sprach, schien mir ebenso unpassend, wie ungerecht. Der Gedanke, ich könnte aus der Festung Belogorskaja versetzt werden, erfüllte mich mit Schrecken; am meisten aber betrübte mich die Nachricht von der Erkrankung meiner Mutter. Ich zürnte Saweljitsch, weil ich nicht zweifelte, daß die Eltern durch ihn Kenntnis vom Zweikampf erhalten hatten. Ich ging in meinem engen Zimmer auf und ab, blieb plötzlich vor ihm stehen und sagte, indem ich ihn streng anblickte:

„Dir war's wohl noch nicht genug, daß ich durch deine Schuld verwundet wurde und einen Monat lang in Lebensgefahr schwebte; du willst auch meine Mutter ins Grab bringen!"

Saweljitsch war wie vom Donner gerührt.

„Erbarme dich, Herr", sagte er beinahe weinend, „was redest du da? Ich schuld an deiner Verwundung? Gott ist mein Zeuge, ich lief zu dir hin, um dich mit meiner Brust vor Alexej Iwanowitschs Degen zu schützen! Das verfluchte

Alter hat mir's verwehrt. Und was hab' ich denn deiner Frau Mutter getan?"

„Was du getan hast?" antwortete ich. „Wer hieß dich den Angeber machen? Bist du mir als Spion mitgegeben?"

„Ich ein Angeber?" antwortete Saweljitsch mit Tränen in den Augen. „Lieber Gott im Himmel!... Da lies einmal, was der gnädige Herr mir schreibt! Dann wirst du schon sehen, was für ein Angeber ich bin."

Hier zog er einen Brief aus der Tasche und las folgendes:

„Schäm' Dich, alter Hund, daß Du trotz meines strengen Befehls mir über meinen Sohn Peter Andrejewitsch nichts berichtet hast und fremde Leute gezwungen waren, mich von seinen Streichen in Kenntnis zu setzen. So erfüllst Du Deine Pflicht und den Willen Deines Herrn? Du alter Hund sollst mir die Schweine hüten, weil Du mir die Wahrheit verbirgst und den Dummheiten des Jungen Vorschub leistest. Nach Empfang dieses befehle ich Dir, mir unverzüglich zu schreiben, wie es jetzt um seine Gesundheit steht — man schreibt mir, er erhole sich wieder — und wo er verwundet ist und ob man ihn gut ausgeheilt hat."

Es war nicht zu zweifeln, daß Saweljitsch mir gegenüber im Recht war und daß ich ihn durch meinen Vorwurf und Verdacht unnütz gekränkt hatte. Ich bat ihn um Verzeihung, allein der Alte war untröstlich.

„Das muß ich erleben", sagte er immer wieder, „das ist die Gnade, die ich mir bei meiner Herrschaft verdient habe! Ein alter Hund bin ich, ein Sauhirt, und an deiner Wunde bin ich auch schuld! Nein, Peter Andrejewitsch — nicht ich, der verdammte Musjöh ist an allem schuld; er hat dich gelehrt, mit dem eisernen Bratspieß zu fuchteln und zu stampfen, als ob man mit Fuchteln und Stampfen sich vor bösen Menschen retten könnte! Sehr nötig war es, den Musjöh anzustellen und das Geld für ihn wegzuwerfen!"

Wer aber hatte sich die Mühe gemacht, meinem Vater über mein Betragen Nachricht zu geben? Der General? Er schien sich um mich nicht allzuviel zu kümmern, und Iwan Kusmitsch hatte es nicht für nötig gehalten, über mein Duell

zu rapportieren. Ich erging mich in den verschiedensten Vermutungen. Mein Verdacht fiel schließlich auf Schwabrin. Er allein hatte einen Vorteil von der Denunziation, deren Folge meine Entfernung aus der Festung und der Bruch mit der Familie des Kommandanten sein konnte. Ich ging, um Maria Iwanowna alles zu erzählen. Sie empfing mich vor der Haustür.

„Was ist mit Ihnen geschehen?" sagte sie, als sie mich sah. „Wie bleich Sie sind!"

„Alles ist aus!" antwortete ich und reichte ihr den Brief meines Vaters.

Nun erbleichte auch sie. Sie las den Brief, gab ihn mir mit zitternder Hand zurück und sagte mit bebender Stimme:

„Mein Schicksal hat es wohl so bestimmt... Ihre Verwandten wollen mich nicht in Ihre Familie aufnehmen. So geschehe denn der Wille des Herrn. Gott weiß besser als wir, was uns nottut. Es geht nicht anders, Peter Andrejewitsch, werden Sie wenigstens glücklich."

„Das darf nicht sein!" rief ich, ihre Hand fassend, „du liebst mich; ich bin zu allem bereit. Komm, fallen wir deinen Eltern zu Füßen, sie sind schlichte Leute, keine stolzen, grausamen Tyrannen. Sie geben uns ihren Segen, wir lassen uns trauen... und dann, mit der Zeit gelingt es uns, meinen Vater umzustimmen; die Mutter wird für uns eintreten; er wird uns verzeihen!"

„Nein, Peter Andrejewitsch", erwiderte Mascha, „ich heirate dich nicht ohne den Segen deiner Eltern. Ohne ihren Segen kannst du nicht glücklich werden. Fügen wir uns in den Willen Gottes. Wenn du eine Braut findest, wenn du eine andere lieb gewinnst — so möge Gott dir beistehen, Peter Andrejewitsch, ich aber will für euch beide..."

Hier brach sie in Tränen aus und verließ mich; ich wollte ihr ins Zimmer nachgehen, aber ich fühlte, daß ich meiner selbst nicht Herr war, und kehrte in meine Wohnung zurück.

Ich saß in tiefe Gedanken versunken, als Saweljitsch mich plötzlich aus meinen Betrachtungen riß.

„Hier, Herr", sagte er, mir ein engbeschriebenes Blatt Papier überreichend, „sieh her, ob ich ein Angeber bin und ob ich Vater und Sohn auseinanderbringen will!"
Ich nahm ihm das Blatt aus der Hand: es war Saweljitschs Antwort auf das Schreiben meines Vaters. Hier ist sie Wort für Wort:

„Verehrter Herr Andrej Petrowitsch,
Sie unser gnädiger Vater!

Ihren gnädigsten Brief habe ich erhalten, in welchem Du mich, Deinen Sklaven, zu schelten geruhst, weil ich mich schämen sollte, die Befehle meiner Herrschaft nicht auszuführen; ich bin aber kein alter Hund, sondern Ihr getreuer Diener, den Befehlen der Herrschaft bin ich gehorsam und habe Ihnen stets eifrig gedient und bin darüber ein alter Mann mit grauem Haar geworden. Über die Verwundung von Peter Andrejewitsch habe ich Ihnen aber nichts geschrieben, um Sie nicht unnötig zu erschrecken, und ich habe gehört, daß die gnädige Frau, unsere Mutter Awdotja Wasiljewna, auch so schon vor Schreck sich hat zu Bett legen müssen, und ich will um ihre baldige Genesung zu Gott beten. Verwundet aber wurde Peter Andrejewitsch unter der rechten Schulter, in die Brust, gleich unter dem Knochen, anderthalb Zoll tief, und gelegen hat er im Hause des Kommandanten, wohin wir ihn vom Flußufer gebracht haben, und kuriert hat ihn der hiesige Barbier Stepan Paramonow, und jetzt ist Peter Andrejewitsch, Gott sei Lob und Dank, ganz gesund und außer Gutem läßt sich nichts über ihn sagen. Die Kommandeure sind, sagt man, mit ihm zufrieden, und Wasilisa Jegorowna behandelt ihn ganz wie ihren eigenen Sohn. Und daß ihm so eine Sache passiert ist, das ist für einen wackeren Burschen keine Schande. Ein Roß hat vier Beine und stolpert doch. Und Sie geruhen mir noch zu schreiben, daß Sie mich wollen die Säue hüten lassen — das ist Ihr herrschaftlicher Wille, und da muß ich mich fügen. Und somit grüße ich Sie untertänigst als Ihr getreuer Knecht

Archip Saweljew."

Ich konnte mich mehrmals des Lächelns nicht enthalten, als ich dieses Schreiben des guten Alten las. Meinem Vater zu antworten war ich nicht imstande, und um die Mutter zu beruhigen, schien mir der Brief von Saweljitsch völlig ausreichend.

Von dem Tage an änderte sich meine Lage. Maria Iwanowna sprach fast gar nicht mehr mit mir und suchte mir nach Möglichkeit aus dem Wege zu gehen. Das Haus des Kommandanten hatte keinen Reiz mehr für mich. Nach und nach gewöhnte ich mich, allein zu Hause zu sitzen. Wasilisa Jegorowna machte mir anfangs deswegen Vorwürfe, aber als sie meinen Starrsinn sah, ließ sie mich in Ruhe. Iwan Kusmitsch sah ich nur, wenn der Dienst es verlangte; mit Schwabrin kam ich selten und ungern zusammen, um so mehr, als ich bei ihm eine verborgene Feindseligkeit gegen mich bemerkte, die mich in meinem Verdacht bestärkte. Das Leben wurde mir unerträglich. Ich versank in düstere Grübeleien, die durch die Einsamkeit und den Mangel an Beschäftigung genährt wurden. Meine Liebe wurde in der Einsamkeit nur immer heißer und bereitete mir von Stunde zu Stunde größere Qualen. Ich verlor die Lust am Lesen und Dichten. Ich war tief niedergeschlagen und fürchtete, den Verstand zu verlieren oder in ein Lasterleben zu versinken. Da brachte eine Reihe unerwarteter Begebenheiten, die einen großen Einfluß auf mein Leben haben sollten, meiner Seele plötzlich eine gewaltige und heilsame Erschütterung.

Sechstes Kapitel
DER PUGATSCHOW-AUFSTAND

Ihr jungen Leute, hört mal zu,
Was wir Alten euch erzählen.
Volkslied

Ehe ich zur Darstellung der denkwürdigen Begebenheiten schreite, deren Zeuge ich wurde, muß ich ein paar Worte über die Lage vorausschicken, in der sich das Gouvernement Orenburg Ende 1773 befand.

Dieses große und reiche Gouvernement war von einer Menge halbwilder Völker bewohnt, die erst vor kurzem die Herrschaft der russischen Monarchie anerkannt hatten. Ihre wiederholten Aufstände, ihre Unfähigkeit, sich an die Gesetze und das bürgerliche Leben zu gewöhnen, ihr Leichtsinn und ihre Grausamkeit machten eine ständige Aufsicht seitens der Regierung notwendig, um sie in Gehorsam zu halten. An geeigneten Plätzen wurden Festungen angelegt und zum größten Teil mit Kosaken besiedelt, die seit langem im Besitz der Jaik-Ufer waren. Aber die Jaik-Kosaken, die die Ruhe und Sicherheit des Landes hüten sollten, waren seit einiger Zeit selbst zu unruhigen und gefährlichen Untertanen der Regierung geworden. 1772 war in ihrer Hauptstadt ein Aufruhr ausgebrochen. Die Ursache waren die strengen Maßregeln, die der Generalmajor Traubenberg eingeführt hatte, um die Armee in Gehorsam zu halten. Die Folge war die barbarische Ermordung Traubenbergs, eigenmächtige Änderung der Verwaltung und endlich die Niederschlagung des Aufruhrs durch Kartätschen und grausame Strafen.

Das hatte sich kurz vor meinem Eintreffen in der Festung Belogorskaja begeben. Alles war schon ruhig oder schien so; die Regierung hatte der scheinbaren Reue der hinterlistigen Aufrührer zu leicht Glauben geschenkt, denn insgeheim grollten sie weiter und warteten nur auf eine passende Gelegenheit, die Unruhen neu aufflammen zu lassen.

Ich kehre zu meiner Erzählung zurück.

Eines Abends (es war Anfang Oktober 1773) saß ich allein zu Hause, hörte dem Heulen des Herbstwindes zu und sah aus meinem Fenster nach den Wolken, die am Monde vorbeiliefen. Da wurde ich zum Kommandanten gerufen. Ich ging sofort hin. Beim Kommandanten traf ich Schwabrin, Iwan Ignatjewitsch und den Kosaken-Uriadnik. Weder Wasilisa Jegorowna noch Maria Iwanowna waren im Zimmer. Der Kommandant begrüßte mich mit sorgenvoller Miene. Er schloß die Tür, bat alle, mit Ausnahme des Uriadnik, der an der Tür stehen blieb, sich zu setzen, zog ein Papier

aus der Tasche und sagte zu uns: „Meine Herren Offiziere, eine wichtige Neuigkeit! Hören Sie, was der General schreibt." Dann setzte er die Brille auf und las folgendes:

„Dem Herrn Kommandanten der Festung Belogorskaja
Hauptmann Mironow
geheim.

Hierdurch setze ich Sie in Kenntnis, daß der aus dem Arrest entflohene Donkosak und Raskolnik Jemeljan Pugatschow, nachdem er sich in unverzeihlicher Frechheit den Namen des hochseligen Kaisers Peters III. zugelegt, eine Räuberbande gebildet, einen Aufruhr in den Jaik-Siedlungen hervorgerufen und bereits einige Festungen eingenommen und zerstört hat. Mord und Raub waren überall seine Begleiter. Angesichts dessen haben Sie, Herr Hauptmann, nach Empfang dieses Schreibens unverzüglich die notwendigen Maßregeln zu ergreifen, um den genannten Bösewicht und Usurpator zurückzudrängen, möglichenfalls auch gänzlich zu vernichten, wenn er sich gegen die Ihrer Obhut anvertraute Festung wenden sollte."

„Notwendige Maßregeln ergreifen!" sagte der Kommandant, indem er die Brille abnahm und das Blatt zusammenfaltete. „Das ist leicht gesagt. Der Bösewicht ist augenscheinlich stark; wir aber haben nur 130 Mann, die Kosaken nicht mitgezählt, auf die wenig Verlaß ist — nichts für ungut, Maximytsch!" — Der Uriadnik lachte. „Aber es ist nichts zu machen, meine Herren Offiziere! Seien Sie pünktlich, stellen Sie Wachtposten auf, machen Sie nächtliche Patrouillengänge, schließen Sie das Tor bei einem Überfall und führen Sie die Soldaten hinaus. Du, Maximytsch, hab gut auf deine Kosaken acht. Die Kanone muß untersucht und gründlich gereinigt werden. Vor allem aber haltet alles geheim, daß niemand in der Festung vor der Zeit etwas erfahre."

Nachdem er diese Befehle gegeben hatte, entließ Iwan Kusmitsch uns. Ich ging mit Schwabrin zusammen hinaus; wir sprachen über das soeben Gehörte.

„Was meinst du, womit wird das enden?“ fragte ich ihn.
„Gott weiß“, erwiderte er. „Wir wollen sehen. Wichtig erscheint mir die Sache vorderhand nicht. Wenn aber...“
Hier versank er in Gedanken und fing an, eine französische Arie zerstreut vor sich hinzupfeifen.
Trotz aller Vorsichtsmaßregeln verbreitete sich die Kunde vom Erscheinen Pugatschows bald in der ganzen Festung. Iwan Kusmitsch empfand vor seiner Gattin zwar die größte Hochachtung, er hätte ihr aber um nichts in der Welt ein Geheimnis offenbart, das ihm dienstlich anvertraut worden war. Als er den Brief des Generals erhalten hatte, hatte er Wasilisa Jegorowna recht geschickt aus dem Hause entfernt, indem er ihr mitgeteilt hatte, der Vater Gerasim habe aus Orenburg wunderbare Nachrichten erhalten, die er sorgsam geheimhalte. Wasilisa Jegorowna wollte sich nun sofort zur Popenfrau begeben und nahm auf den Rat ihres Gatten auch Mascha mit, da sie sich allein zu Hause doch nur langweilen würde.
Iwan Kusmitsch war nun Herr im Hause. Er schickte sofort nach uns, Palaschka aber sperrte er in der Rumpelkammer ein, damit sie nicht horchen könnte.
Wasilisa Jegorowna kam heim, ohne etwas aus der Popenfrau herausbekommen zu haben, und erfuhr, daß in ihrer Abwesenheit bei Iwan Kusmitsch eine Besprechung stattgefunden und daß Palaschka hinter Schloß und Riegel gesessen hätte. Nun erriet sie, daß sie von ihrem Mann betrogen worden war, und eröffnete sofort das Verhör. Aber Iwan Kusmitsch war auf den Angriff schon vorbereitet. Er zeigte sich nicht im geringsten verlegen und erwiderte seiner neugierigen Lebensgefährtin ganz ungeniert:
„Ja, siehst du wohl, Mütterchen, unsere Weiber haben sich ausgedacht, ihre Öfen mit Stroh zu heizen; und weil dadurch leicht ein Unglück passieren kann, so habe ich strengen Befehl gegeben, daß die Weiber fortan die Öfen nicht mehr mit Stroh heizen, sondern nur noch mit Reisig und Knüppelholz.“
„Wozu hast du denn aber die Palaschka eingesperrt?“ fragte

die Kommandantin. „Warum mußte das arme Mädchen bis zu unserer Heimkehr in der Rumpelkammer sitzen?"
Iwan Kusmitsch war auf diese Frage nicht gefaßt; er geriet in Verwirrung und brummte eine ganz verkehrte Antwort. Wasilisa Jegorowna erkannte die Hinterlist ihres Mannes, aber weil sie wußte, daß sie nichts aus ihm herauskriegen würde, stellte sie das Fragen ein und fing an von den Salzgurken zu reden, die Akulina Pamfilowna auf ganz besondere Weise zubereitete. Die ganze Nacht konnte Wasilisa Jegorowna nicht einschlafen und zerbrach sich vergeblich den Kopf, was ihr Mann im Sinne haben könnte, was sie nicht wissen durfte.
Als sie tags darauf aus der Kirche kam, sah sie Iwan Ignatjewitsch, wie er aus der Kanone Lappen, Steinchen, Holzspäne, Knochen und allerlei Abfälle herauszog, die die Kinder hineingestopft hatten.
„Was sollen diese Kriegsrüstungen bedeuten?" dachte die Kommandantin, „erwartet man vielleicht einen Überfall der Kirgisen? Aber warum sollte Iwan Kusmitsch eine solche Kleinigkeit vor mir geheim halten?"
Sie rief Iwan Ignatjewitsch zu sich heran, in der festen Absicht, ihm das Geheimnis zu entlocken, das ihre weibliche Neugier so plagte.
Wasilisa Jegorowna machte ihm ein paar Bemerkungen über die Wirtschaft — wie ein Richter, der das Verhör mit nebensächlichen Fragen eröffnet, um die Vorsicht des Delinquenten zuerst einzuschläfern. Dann schwieg sie einige Minuten, seufzte tief und sagte kopfschüttelnd:
„Du lieber Gott! Was sind das für Neuigkeiten! Wie soll das bloß werden?"
„Ach, Mütterchen", antwortete Iwan Ignatjewitsch, „Gott ist gnädig. Soldaten haben wir genug, Pulver auch, die Kanone habe ich gereinigt. Wir werden den Pugatschow schon zurückschlagen. Gott verläßt uns nicht, das Schwein frißt uns nicht."
„Was ist dieser Pugatschow denn für ein Mann?" fragte die Kommandantin.

Nun merkte Iwan Ignatjewitsch, daß er sich verplappert hatte, und biß die Zähne zusammen. Aber es war schon zu spät. Wasilisa Jegorowna zwang ihn, alles zu gestehen, nachdem sie ihm ihr Wort gegeben, keinem etwas davon zu sagen.

Wasilisa Jegorowna hielt ihr Versprechen und sagte keinem ein Wort außer der Popenfrau, und auch dieser nur, weil ihre Kuh noch in der Steppe weidete und von den Bösewichtern entführt werden konnte.

Bald sprach alles von Pugatschow. Die Gerüchte waren sehr verschiedenartig. Der Kommandant schickte den Uriadnik mit dem Auftrage hinaus, in den benachbarten Siedlungen und Festungen genaue Nachforschungen anzustellen. Der Uriadnik kam nach zwei Tagen wieder und meldete, in der Steppe, etwa sechzig Werst von der Festung entfernt, habe er zahlreiche Lichter gesehen und von den Baschkiren gehört, daß eine große Heeresmasse im Anzuge sei. Übrigens könne er nichts Positives mitteilen, weil er Furcht gehabt habe, weiter ins Land hineinzureiten.

In der Festung unter den Kosaken zeigte sich eine große Erregung: in allen Straßen standen sie gruppenweise zusammen, sprachen leise untereinander und zerstreuten sich, sobald sie einen Dragoner oder Garnisonsoldaten sahen. Man schickte Spione zu ihnen. Julay, ein getaufter Kalmücke, machte dem Kommandanten eine wichtige Meldung. Die Aussagen des Uriadnik seien falsch gewesen; nach seiner Rückkehr habe der schlaue Kosak seinen Genossen mitgeteilt, er wäre bei den Rebellen gewesen, hätte sich ihrem Anführer selbst vorgestellt, der ihm gestattet hätte, seine Hand zu küssen, und lange mit ihm geredet hätte. Der Kommandant ließ den Uriadnik sofort festnehmen und setzte Julay auf seinen Posten. Diese neue Verordnung wurde von den Kosaken mit offenkundigem Mißbehagen aufgenommen. Sie murrten laut, und Iwan Ignatjewitsch, der den Befehl des Kommandanten auszuführen hatte, hörte mit seinen eigenen Ohren, wie sie brummten: „Es geht dir noch an den Kragen, du Garnisonsratte!“ Der

Kommandant wollte seinen Arrestanten noch am selben Tage verhören, aber der Uriadnik entfloh aus der Haft, wahrscheinlich mit Hilfe seiner Gesinnungsgenossen.

Ein neuer Umstand erhöhte die Unruhe des Kommandanten. Es wurde ein Baschkir mit aufrührerischen Proklamationen gefangengenommen. Aus diesem Anlaß wollte der Kommandant seine Offiziere wieder zusammenrufen und gedachte Wasilisa Jegorowna abermals unter einem glaubhaften Vorwand zu entfernen. Aber da Iwan Kusmitsch ein sehr offenherziger und wahrhaftiger Mensch war, so fand er dazu kein anderes Mittel, als das schon einmal angewandte.

„Hör einmal, Wasilisa Jegorowna", sagte er zu ihr und räusperte sich, „Vater Gerasim soll aus der Stadt Nachricht..."

„Laß doch das Flunkern, Iwan Kusmitsch", fiel ihm die Kommandantin ins Wort, „du willst wohl wieder einen Rat abhalten und in meiner Abwesenheit über Jemeljan Pugatschow reden; aber diesmal führst du mich nicht an!"

Iwan Kusmitsch riß die Augen auf.

„Nun, Mütterchen", sagte er, „wenn du schon alles weißt, dann kannst du am Ende auch dableiben; wir wollen in deiner Gegenwart ratschlagen."

„So ist's recht, Väterchen", antwortete sie, „das Flausenmachen steht dir nicht zu Gesichte; laß mal die Offiziere holen."

Wir versammelten uns wieder. Iwan Kusmitsch las uns im Beisein seiner Frau einen Aufruf Pugatschows vor, den irgendein mit den Anfangsgründen des Lesens und Schreibens halbwegs vertrauter Kosak verfaßt haben mußte. Der Rebell verkündete seine Absicht, unverzüglich gegen unsere Festung zu marschieren; er forderte die Kosaken und Soldaten auf, sich seiner Bande anzuschließen, und riet dem Kommandanten, sich nicht zu widersetzen, da er jeden Widerstand mit dem Tode bestrafen werde. Der Aufruf war in gemeinen, aber kräftigen Ausdrücken abgefaßt und

mußte auf die Gemüter der einfachen Leute gefährlich wirken.

„Ist das ein Schuft!" rief die Kommandantin. „Was untersteht er sich da zu fordern! Wir sollen ihm entgegengehn und unsere Fahnen zu seinen Füßen niederlegen! So ein Hundesohn! Weiß er denn nicht, daß wir schon vierzig Jahre im Dienst sind und, Gott sei Dank, alles Mögliche erlebt haben. Haben sich denn Kommandeure gefunden, die dem Räuber gehorchten?"

„Es sollte eigentlich keine geben", antwortete Iwan Kusmitsch, „aber es heißt, der Bösewicht hätte schon viele Festungen besetzt."

„Er muß also sehr stark sein", bemerkte Schwabrin.

„Gleich werden wir etwas über seine wirkliche Stärke erfahren", sagte der Kommandant. „Wasilisa Jegorowna, gib mir den Schlüssel vom Speicher. Iwan Ignatjewitsch, führ mal den Baschkiren herein und befiehl dem Julaj, Peitschen zu bringen."

„Warte, Iwan Kusmitsch", sagte die Kommandantin und stand auf, „ich will erst Mascha aus dem Hause schaffen; sie erschrickt zu Tode, wenn sie das Geschrei hört. Ich bin auch keine Freundin von solchen Untersuchungen, um die Wahrheit zu sagen. Auf Wiedersehen!"

Die Folter war in alter Zeit so fest im Gerichtsverfahren eingewurzelt, daß der wohltätige Erlaß, der sie aufhob, lange ohne jede Wirkung blieb. Man nahm an, daß das eigene Geständnis des Verbrechers zur Schuldigsprechung unumgänglich notwendig sei — ein nicht nur unbegründeter, sondern dem gesunden juristischen Verstand auch völlig widersprechender Gedanke: denn wenn das Leugnen des Angeklagten nicht als Beweis seiner Unschuld angesehen wird, so kann sein Geständnis erst recht nicht als Beweis seiner Schuld gelten. Selbst heute höre ich noch manchmal von alten Richtern klagen über die Abschaffung dieser barbarischen Sitte. Zu unserer Zeit aber zweifelte niemand an der Notwendigkeit der Folter — weder der Richter, noch der Angeklagte. So war denn auch keiner von uns

über den Befehl des Kommandanten erstaunt oder erregt. Iwan Ignatjewitsch ging den Baschkiren holen, den die Kommandantin im Speicher eingeschlossen hatte, und nach einigen Minuten wurde der Gefangene ins Vorzimmer geführt. Der Kommandant befahl, man solle ihm den Mann vorstellen.

Der Baschkire schritt mühsam über die Schwelle (seine Füße steckten im Block), nahm seine hohe Mütze ab und blieb in der Tür stehen. Ich sah ihn an und erbebte. Nie vergesse ich diesen Menschen. Er schien ein Siebziger und hatte weder Nase noch Ohren. Sein Schädel war glatt rasiert, statt des Bartes hatte er nur ein paar struppige graue Kinnhaare; er war klein von Wuchs, mager, und hielt sich krumm; aber in den schmalen Augen glimmte noch ein gefährliches Feuer.

„Aha!" sagte der Kommandant, der ihn an diesen schauerlichen Merkmalen als einen im Jahre 1741 bestraften Aufrührer erkannte, „du scheinst mir ein alter Wolf, der schon einmal in unsern Fallen gesteckt hat. Du rebellierst nicht zum erstenmal, wenn sie dir den Kopf so glattgehobelt haben. Komm mal näher! Sag, wer hat dich ausgesandt?"

Der alte Baschkire schwieg und sah den Kommandanten völlig stumpfsinnig an.

„Was schweigst du denn?" fuhr Iwan Kusmitsch fort, „kannst wohl gar kein Russisch? Julaj, frag ihn mal in eurer Sprache, wer ihn in unsere Festung geschickt hat?"

Julaj wiederholte die Frage des Kommandanten in tatarischer Sprache. Aber der Baschkire sah ihn mit demselben stumpfsinnigen Ausdruck an und erwiderte kein Wort.

„Jakschi!" sagte Iwan Kusmitsch, „du sollst mir schon reden! Jungens! Nehmt ihm mal den gestreiften Narrenrock ab und bestreicht ihm den Rücken! Mach's ordentlich, Julaj!"

Zwei Invaliden entkleideten den Baschkiren. Das Gesicht des Unglücklichen zeigte nun eine gewisse Erregung. Er sah sich nach allen Seiten um, wie ein kleines, von Kindern gefangenes Tier. Als aber einer der Invaliden seine Arme

ergriff, sie sich um den Hals legte und den Alten auf seine Schultern hob, während Julaj die Peitsche nahm und ausholte — da ächzte der Baschkire mit schwacher, flehender Stimme und öffnete kopfnickend den Mund, in dem statt einer Zunge sich nur ein kurzer Stummel bewegte.

Wenn ich mir vorstelle, daß das zu meinen Lebzeiten geschehen ist und daß ich jetzt unter der milden Herrschaft des Kaisers Alexander lebe, so staune ich über die schnellen Fortschritte der Aufklärung und die Ausbreitung der Gesetze der Menschenliebe. Jugendlicher Leser! Wenn meine Aufzeichnungen in deine Hände gelangen, so gedenke, daß die besten und dauerhaftesten Änderungen im Staats- und Volksleben jene sind, die durch die Milderung der Sitten ohne alle gewaltsamen Erschütterungen kommen.

Alle waren überrascht.

„Nun", sagte der Kommandant, „aus dem kriegen wir wohl nichts heraus. Julaj, führ den Baschkiren in den Speicher zurück. Und wir wollen noch einiges besprechen, meine Herren."

Wir redeten über unsere Lage, als Wasilisa Jegorowna plötzlich ins Zimmer trat, ganz außer Atem und in größter Aufregung.

„Was ist mit dir geschehen?" fragte der Kommandant verwundert.

„Es steht schlimm, Väterchen!" erwiderte Wasilisa Jegorowna, „die Festung Nishne-Osiornaja ist heute besetzt worden. Ein Arbeiter des Vaters Gerasim ist eben von da gekommen. Er hat gesehen, wie sie die Festung einnahmen. Der Kommandant und alle Offiziere sind gefangen. Nun können die Bösewichter jeden Augenblick auch hierher kommen."

Die unerwartete Nachricht traf mich hart. Der Kommandant der Nishne-Osiornaja, ein stiller und bescheidener junger Mann, war mir bekannt. Vor etwa zwei Monaten war er mit seiner jungen Frau aus Orenburg durch unsere Festung gekommen und hatte bei Iwan Kusmitsch logiert. Nishne-Osiornaja lag etwa 25 Werst von unserer Festung ent-

fernt. So konnte man von Stunde zu Stunde den Angriff Pugatschows erwarten. Das Schicksal Maria Iwanownas stand mir lebhaft vor Augen, und mein Herz krampfte sich zusammen.

„Hören Sie, Iwan Kusmitsch", sagte ich zum Kommandanten, „unsere Pflicht ist es, die Festung bis zum letzten Atemzug zu verteidigen; darüber ist kein Wort zu verlieren. Aber wir müssen an die Sicherheit der Frauen denken. Schicken Sie sie nach Orenburg, wenn der Weg noch frei ist, oder in eine entferntere, weniger gefährdete Festung, die von den Bösewichtern nicht erreicht werden kann."

Iwan Kusmitsch wandte sich an seine Frau und sagte zu ihr:

„Hörst du, Mütterchen? Wär's nicht wirklich geraten, euch etwas weiter fortzuschicken, bis wir mit den Rebellen fertig sind?"

„Ach, Torheit!" sagte die Kommandantin, „wo gibt es eine Festung, in die die Kugeln nicht hineinflögen? Ist die Belogorskaja nicht sicher genug? Gott sei Dank, zweiundzwanzig Jahre sitzen wir hier schon, haben Baschkiren und Kirgisen gesehen und werden wohl auch noch mit dem Pugatschow fertig werden."

„Nun, Mütterchen", erwiderte Iwan Kusmitsch, „hast du so viel Vertrauen zu unserer Festung, dann magst du nur bleiben. Aber was fangen wir mit Mascha an? Gut, wenn wir die Belagerung aushalten oder Sukkurs bekommen — wenn aber die Räuber die Festung einnehmen?"

„Ja dann..."

Hier stockte Wasilisa Jegorowna und verstummte mit dem Ausdruck größter Erregung.

„Nein, Wasilisa Jegorowna", fuhr der Kommandant fort, da er bemerkte, daß seine Worte — vielleicht zum erstenmal im Leben — Eindruck gemacht hatten, „Mascha darf nicht hierbleiben. Wir schicken sie nach Orenburg zu ihrer Patin, da ist Militär und Artillerie genug vorhanden, und die Mauer ist von Stein. Dir würde ich auch raten, mit ihr

abzureisen; du bist zwar alt, aber pass' mal auf, was mit dir geschieht, wenn sie die Festung im Sturm nehmen."
„Schon gut", sagte die Kommandantin, „wir schicken Mascha fort. Mir aber kommst du mit solchen Bitten nicht — ich bleibe da; was soll ich auf meine alten Tage mich von dir trennen und mir ein einsames Grab in fremdem Lande suchen. Haben wir zusammen gelebt, so wollen wir auch zusammen sterben."
„Auch gut", sagte der Kommandant, „aber nun dürfen wir keine Zeit verlieren. Geh, mache Mascha zur Abfahrt bereit. Morgen in aller Frühe mag sie reisen; wir geben ihr auch Bedeckung mit, obgleich wir kaum jemand von unsern Leuten entbehren können. Wo ist sie denn?"
„Bei Akulina Pamfilowna", antwortete die Kommandantin, „ihr wurde schlecht, als sie von der Einnahme von Nishne-Osiornaja hörte. Ich fürchte, sie wird mir noch krank. Großer Gott, was müssen wir alles erleben!"
Wasilisa Jegorowna ging, die Reisevorbereitungen für die Tochter treffen. Die Beratung beim Kommandanten wurde fortgesetzt; ich mischte mich aber nicht mehr hinein und hörte auch nicht zu. Zum Abendessen erschien Maria Iwanowna bleich und verweint. Wir aßen schweigend und standen früher vom Tisch auf, als wir es sonst zu tun pflegten. Nachdem wir uns von der Familie verabschiedet hatten, gingen wir in unsere Wohnungen. Aber ich hatte absichtlich meinen Degen stehenlassen und kam noch einmal zurück, ihn zu holen. Ich ahnte, daß ich Maria Iwanowna allein treffen würde. Und wirklich empfing sie mich schon an der Tür und reichte mir den Degen.
„Leben Sie wohl, Peter Andrejewitsch", sagte sie mit Tränen in den Augen, „man schickt mich nach Orenburg. Bleiben Sie am Leben und werden Sie glücklich; vielleicht fügt es der liebe Gott so, daß wir uns noch einmal sehen; wenn aber nicht..."
Hier brach sie in Schluchzen aus. Ich schloß sie in meine Arme.
„Lebe wohl, mein Engel!" sagte ich, „lebe wohl, meine

Liebste, meine Ersehnte! Was auch mit mir geschehen möge — glaube mir, mein letzter Gedanke und mein letztes Gebet gelten dir!"
Mascha schluchzte, an meine Brust geschmiegt. Ich küßte sie heiß und ging schnell aus dem Zimmer.

Siebentes Kapitel

DER ANGRIFF

O mein Haupt, du mein getreues Haupt!
Dreiunddreißig Jahre dientest du,
Keine Freuden hast du dir erdient,
Keinen Reichtum, keinen hohen Rang,
Nur zwei Pfosten hast du dir erdient,
Nicht einmal ein einzig freundlich Wort.
Mit dem Quergebälk aus Ahornholz
Und 'ner Schlinge dran aus Seidenschnur.

Volkslied

In der Nacht schlief ich nicht und kleidete mich nicht aus. Ich beabsichtigte, mich im Morgengrauen ans Festungstor zu begeben, aus dem Maria Iwanowna hinausfahren sollte, und dort zum letztenmal Abschied von ihr zu nehmen. Ich fühlte, daß eine große Änderung in mir vorgegangen war: die seelische Erregung war mir weit weniger qualvoll, als jene dumpfe Wehmut, in die ich noch vor kurzem versunken war. Mit dem Abschiedsschmerz verbanden sich in mir noch unklare, aber süße Hoffnungen, die ungeduldige Erwartung drohender Gefahren und das Gefühl eines edlen Ehrgeizes. Die Nacht verstrich unmerklich. Ich wollte eben das Haus verlassen, da ging meine Tür auf und es erschien der Korporal mit der Meldung, unsere Kosaken hätten nachts die Festung verlassen und den Julaj mit Gewalt fortgeschleppt; vor der Festung streiften unbekannte Reiter. Der Gedanke, daß Maria Iwanowna nun nicht mehr fort könnte, entsetzte mich; ich gab dem Korporal ein paar Anweisungen und stürzte sofort zum Kommandanten.
Es wurde schon hell. Ich stürmte die Straße entlang, da hörte ich meinen Namen rufen. Ich blieb stehen.

„Wo wollen Sie hin?“ fragte Iwan Ignatjewitsch, der hinter mir hergelaufen war. „Iwan Kusmitsch ist auf dem Wall und hat mich nach Ihnen geschickt. Der Pugatschow ist da.“

„Ist Maria Iwanowna abgereist?“ fragte ich mit bebendem Herzen.

„Keine Zeit gehabt“, erwiderte Iwan Ignatjewitsch, „der Weg nach Orenburg ist abgeschnitten; die Festung ist umzingelt. Es steht schlimm, Peter Andrejewitsch.“

Wir gingen auf den Wall — eine Erhöhung, die die Natur geschaffen hatte und die durch einen Lattenzaun befestigt war. Dort drängten sich bereits alle Bewohner der Festung. Die Garnison stand Gewehr bei Fuß da. Die Kanone war schon tags vorher hinaufgeschleppt worden. Der Kommandant ging vor seiner kurzen Front auf und ab. Die nahe Gefahr erfüllte den alten Kriegsmann mit ungewöhnlichem Mut. In der Steppe, nicht allzuweit von der Festung, sprengten gegen zwanzig Reiter. Es schienen Kosaken zu sein, doch befanden sich unter ihnen auch Baschkiren, die man an ihren Luchsfellmützen und Köchern leicht erkennen konnte.

Der Kommandant trat vor sein Heer und sprach zu den Soldaten: „Nun, Kinderchen, heute müssen wir einstehen für die Zarin, unser Mütterchen, und der ganzen Welt zeigen, daß wir tapfere Männer sind, die ihren Schwur halten!“

Die Soldaten sprachen ihre Bereitwilligkeit aus. Schwabrin stand neben mir und blickte scharf nach dem Feinde aus. Die Leute, die in der Steppe umherritten, hatten die Bewegung in der Festung bemerkt, scharten sich zusammen und begannen sich zu beraten. Der Kommandant befahl Iwan Ignatjewitsch, die Kanone auf den Haufen zu richten und legte selbst die Lunte an. Die Kugel flog summend über den Köpfen der Feinde hinweg, ohne ihnen den geringsten Schaden zuzufügen. Die Reiter zerstreuten sich, verschwanden alsbald aus unserer Gesichtsweite, und die Steppe war leer.

Jetzt erschien Wasilisa Jegorowna auf dem Wall; Mascha, die sich nicht von ihr trennen wollte, folgte ihr.

„Nun?“ sagte die Kommandantin, „wie verläuft die Bataille? Wo ist denn der Feind?“

„Der Feind ist nicht weit“, antwortete Iwan Kusmitsch, „mit Gottes Hilfe wird alles gut gehen. Hast du Angst, Mascha?“

„Nein, Papachen“, erwiderte Maria Iwanowna, „wenn ich allein zu Hause bin, fürchte ich mich viel mehr.“

Hier sah sie mich an und zwang sich zu einem Lächeln. Ich preßte unwillkürlich meinen Degengriff zusammen, im Gedanken, daß ich ihn tags zuvor aus ihrer Hand gleichsam zur Verteidigung meiner Geliebten erhalten hatte. Mein Herz glühte. Ich dachte mich als ihren Ritter. Ich lechzte danach, zeigen zu können, daß ich ihres Vertrauens wert sei, und mit Ungeduld harrte ich der entscheidenden Stunde.

In diesem Augenblick kamen hinter der Anhöhe, die ungefähr eine halbe Werst von der Festung entfernt liegt, neue Reiterscharen hervor, und bald war die Steppe mit einer Unmenge von Menschen besät, die alle mit Lanzen und Bogen bewaffnet waren. In ihrer Mitte ritt auf einem weißen Pferde ein Mann in rotem Leibrock, den bloßen Säbel in der Hand — das war Pugatschow selbst. Er hielt sein Pferd an; man scharte sich um ihn, und augenscheinlich auf seinen Befehl lösten sich vier Mann von der Menge und sprengten im Galopp dicht an die Festung heran. Wir erkannten in ihnen unsere Verräter. Einer hielt über der Mütze ein Blatt Papier, ein anderer hatte den Kopf des Julaj auf seinen Speer gesteckt; jetzt schüttelte er ihn ab und warf ihn über den Zaun zu uns herüber. Der Kopf des armen Kalmücken fiel vor dem Kommandanten nieder. Die Verräter schrien:

„Nicht schießen! Kommt heraus zum Kaiser! Der Kaiser ist hier!“

„Ich werd' euch!“ schrie Iwan Kusmitsch. „Schießt, Jungens!“

Unsere Soldaten gaben eine Salve ab. Der Kosak, der das Schreiben in der Hand hielt, wankte und fiel vom Pferde, die andern sprengten zurück. Ich sah Maria Iwanowna an. Entsetzt über den Anblick des blutigen Kopfes des Julaj, betäubt von der Salve, schien sie bewußtlos. Der Kommandant rief den Korporal heran und befahl ihm, das Blatt aus den Händen des toten Kosaken zu nehmen. Der Korporal ging ins Feld hinaus und kam zurück, das Pferd des Gefallenen am Zügel führend. Er reichte dem Kommandanten das Schriftstück. Iwan Kusmitsch las es schweigend durch und zerriß es in kleine Stücke. Indessen bereiteten die Rebellen sich augenscheinlich zum Angriff. Bald pfiffen die Kugeln um unsere Ohren, und mehrere Pfeile bohrten sich dicht vor uns in die Erde und in den Zaun.

„Wasilisa Jegorowna", sagte der Kommandant, „das ist nichts für Weiber, bring Mascha nach Hause; du siehst, das Mädchen ist schon halbtot."

Wasilisa Jegorowna, die unter dem Kugelregen verstummt war, blickte in die Steppe hinaus, in der eine große Bewegung zu bemerken war; sie wandte sich zu ihrem Manne:

„Iwan Kusmitsch, Gott allein ist Herr über Leben und Tod. Segne unsere Mascha. Mascha, komm zum Vater."

Mascha ging bleich und zitternd auf Iwan Kusmitsch zu, kniete nieder und neigte sich vor ihm zur Erde. Der alte Kommandant segnete sie dreimal mit dem Zeichen des Kreuzes, dann hob er sie auf, küßte sie und sagte mit veränderter Stimme:

„Nun, Mascha, sei glücklich. Bete zu Gott, er wird dich nicht verlassen. Wenn sich ein guter Mensch findet, so möge Gott eure Liebe segnen. Lebt so, wie ich mit meiner Wasilisa Jegorowna gelebt habe... Nun lebe wohl, Mascha. Wasilisa Jegorowna, führ sie doch schneller fort."

Mascha fiel ihm schluchzend um den Hals.

„Gib mir auch einen Kuß", sagte die Kommandantin weinend. „Leb wohl, mein lieber Iwan Kusmitsch. Vergib mir, wenn ich dich irgend gekränkt habe."

„Leb wohl, leb wohl, Mütterchen", sagte der Komman-

dant, seine Alte umarmend. „Nun ist's genug. Geht schnell nach Hause; und wenn du Zeit hast, zieh der Mascha den Sarafan an."

Die Kommandantin und ihre Tochter gingen. Ich blickte Maria Iwanowna nach; sie sah sich noch einmal um und nickte mir zu. Jetzt wandte sich Iwan Kusmitsch zu uns, und seine ganze Aufmerksamkeit galt nur noch dem Feinde. Die Rebellen scharten sich um ihren Anführer und stiegen plötzlich von den Pferden.

„Jetzt steht fest", sagte der Kommandant, „es kommt ein Angriff."

In diesem Augenblick ertönte lautes Geheul und Geschrei; die Rebellen näherten sich im Laufschritt der Festung. Unsere Kanone war mit einer Kartätsche geladen. Der Kommandant ließ die Angreifer ganz nahe herankommen und dann plötzlich feuern. Die Kartätsche traf mitten in die Schar hinein. Die Rebellen liefen nach rechts und links auseinander und gingen dann zurück. Ihr Anführer blieb allein stehen. Er schwenkte den Säbel und schien ihnen eifrig zuzureden. Das Geschrei und Geheul, das für einen Augenblick verstummt war, setzte wieder ein.

„Nun, Jungens", sagte der Kommandant, „jetzt macht das Tor auf und schlagt die Trommel. Vorwärts marsch! Zum Ausfall! Mir nach!"

Der Kommandant, Iwan Ignatjewitsch und ich befanden uns sofort jenseits des Festungswalls; aber die verzagte Garnison rührte sich nicht.

„Was steht ihr denn, Kinder?" schrie Iwan Ignatjewitsch, „müssen wir sterben, so sterben wir; der Dienst verlangt's."

In diesem Augenblick stürzten die Rebellen auf uns los und drangen in die Festung ein. Die Trommel verstummte, die Garnison warf die Gewehre weg, ich wurde umgestoßen, erhob mich aber sofort wieder und ging mit den Rebellen in die Festung hinein. Der Kommandant hatte eine Kopfwunde bekommen, er stand von einer Schar Feinde umringt, die die Schlüssel von ihm verlangten. Ich wollte ihm

zu Hilfe eilen; ein paar kräftige Kosaken packten mich und fesselten mich mit ihren Gürteln; sie sagten dabei: „Nun sollt ihr euren Ungehorsam gegen den Zaren büßen!“ Man schleppte uns durch die Gassen, die Einwohner kamen mit Brot und Salz aus ihren Häusern. Die Kirchenglocken läuteten. Plötzlich erhob sich ein Geschrei in der Menge, der Zar erwarte auf dem Platze die Gefangenen und nehme den Eid ab. Das Volk drängte nach dem Platz; wir wurden ebenfalls dorthin getrieben.

Pugatschow saß in einem Lehnstuhl vor dem Hause des Kommandanten. Er trug einen mit Goldborten besetzten roten Kosakenkaftan. Eine hohe Zobelmütze mit goldenen Troddeln war tief auf seine funkelnden Augen geschoben. Sein Gesicht kam mir bekannt vor. Die Kosakenführer umringten ihn. Vater Gerasim stand bleich und zitternd vor der Tür, das Kreuz in der Hand, und schien schweigend für die kommenden Opfer zu bitten. Auf dem Platze wurde in aller Eile ein Galgen errichtet. Als wir herangekommen waren, trieben die Baschkiren das Volk auseinander, und man stellte uns vor Pugatschow hin. Das Glockengeläute verstummte; tiefe Stille trat ein.

„Welcher ist der Kommandant?“ fragte der Usurpator.

Unser Uriadnik trat aus der Menge vor und zeigte auf Iwan Kusmitsch. Pugatschow stierte den Alten zornig an und sagte zu ihm:

„Wie hast du's gewagt, mir, deinem Zaren, Widerstand zu leisten?“

Der Kommandant, der durch seine Verwundung sehr ermattet war, nahm seine letzte Kraft zusammen und antwortete mit fester Stimme:

„Du bist nicht mein Zar; du bist ein Räuber und Betrüger, siehst du wohl!“

Pugatschows Gesicht verfinsterte sich; er schwenkte ein weißes Tuch. Ein paar Kosaken ergriffen den alten Hauptmann und schleppten ihn zum Galgen. Auf dem Querbalken saß rittlings der verstümmelte Baschkir, den wir tags zuvor verhört hatten. Er hielt den Strick in der Hand, und eine

Minute danach sah ich den armen Iwan Kusmitsch in der Luft baumeln. Nun führte man Iwan Ignatjewitsch zu Pugatschow.

„Schwöre den Eid", sagte Pugatschow, „dem Zaren Peter Feodorowitsch."

„Du bist unser Zar nicht", wiederholte Iwan Ignatjewitsch die Worte seines Kommandanten, „du bist ein Räuber und Betrüger, Onkelchen."

Pugatschow schwenkte abermals das Tuch, und der gute Leutnant hing neben seinem alten Vorgesetzten.

Nun war die Reihe an mir. Ich sah Pugatschow kühn an und war bereit, die Worte meiner großherzigen Genossen zu wiederholen. Da erblickte ich zu meiner unbeschreiblichen Verwunderung unter den Führern der Rebellen — Schwabrin mit kurzgeschorenem Haar und im Kosakenkaftan. Er trat neben Pugatschow hin und sagte ihm ein paar Worte ins Ohr.

„Hängt ihn", sagte Pugatschow, ohne mich überhaupt anzusehen.

Man legte mir die Schlinge um den Hals. Ich sprach ein Gebet vor mich hin, in dem ich Gott aufrichtig um Vergebung aller meiner Sünden und um Rettung aller meinem Herzen Nahestehenden bat. Man schleppte mich zum Galgen.

„Nur Mut, nur Mut", wiederholten die Mörder, die mich vielleicht wirklich aufmuntern wollten.

Plötzlich hörte ich jemand schreien: „Wartet, ihr Verdammten! Wartet doch!"... Die Henker stutzten. Ich sah mich um: Saweljitsch lag zu Füßen Pugatschows.

„Väterchen!" jammerte der arme Alte, „was hast du vom Tode des Junkers? Gib ihn frei; du sollst Lösegeld bekommen. Und wenn du ein Exempel statuieren willst, dann laß lieber mich alten Mann aufknüpfen."

Pugatschow gab ein Zeichen, und man band mich sofort los und ließ mich stehen.

„Unser Väterchen begnadigt dich", sagten die Leute zu mir.

Ich kann nicht behaupten, daß ich in diesem Augenblick über meine Rettung erfreut gewesen wäre, ich kann aber auch nicht sagen, daß sie mich betrübt hätte. Meine Empfindungen waren zu verworren. Man führte mich nochmals vor den Usurpator und zwang mich, vor ihm niederzuknien. Pugatschow streckte mir seine sehnige Hand hin.

„Küß die Hand! Küß die Hand!" hörte ich sagen.

Aber ich hätte die schlimmste Marter einer so gemeinen Demütigung vorgezogen.

„Väterchen, Peter Andrejewitsch", flüsterte Saweljitsch, der hinter mir stand, und stieß mich in den Rücken, „sei nicht eigensinnig! Was kostet's dich? Spuck drauf und küsse dem Bösew... pfui, nicht doch! Küß ihm das Händchen."

Ich rührte mich nicht. Pugatschow ließ die Hand sinken und sagte spöttisch:

„Seine Wohlgeboren sind wohl vor Freude närrisch geworden. Hebt ihn auf!"

Man hob mich auf und ließ mich frei. Ich sah der Fortsetzung der grausigen Komödie zu.

Die Bevölkerung mußte nun den Untertaneneid schwören. Einer nach dem andern trat heran, küßte das Kruzifix und neigte sich dann vor dem Usurpator. Die Garnisonssoldaten standen auch da. Der Kompanieschneider, mit seiner stumpfen Schere bewaffnet, schnitt ihnen die Zöpfe ab. Sie schüttelten die Köpfe, traten vor Pugatschow hin, küßten ihm die Hand, und er erklärte, daß er ihnen vergebe und sie in seine Armee aufnehme. Alles das dauerte etwa drei Stunden. Endlich erhob sich Pugatschow von seinem Sessel und ging in Begleitung seiner Bandenführer ein paar Schritte vorwärts. Man führte ihm ein weißes, mit kostbarem Zaumzeug geschmücktes Pferd vor. Zwei Kosaken faßten ihn unter die Arme und setzten ihn in den Sattel. Er meldete dem Vater Gerasim, daß er bei ihm essen werde. In diesem Augenblick hörte man lautes Weibergeschrei. Einige Räuber hatten Wasilisa Jegorowna aus dem Hause gezerrt; sie war ganz nackt mit zerzaustem Haar. Einer von den Kerlen hatte bereits ihre warme Jacke angezogen. An-

dere schleppten Federbetten, Kisten, Teegeschirr, Wäsche und sonstigen Hausrat.
„Liebe Leute", schrie die arme Alte, „erbarmt euch meiner armen Seele! Liebe Leute, bringt mich zu meinem Iwan Kusmitsch."
Plötzlich erblickte sie den Galgen und erkannte ihren Mann.
„Ihr Bösewichter!" schrie sie außer sich, „was habt ihr mit ihm gemacht? Du mein einziger Iwan Kusmitsch, du wackeres Soldatenherz! Nicht die preußischen Bajonette, nicht die türkischen Kugeln haben dir was antun können; nicht in ehrlicher Feldschlacht hast du dein Leben eingebüßt, sondern ein entlaufener Sträfling hat dich umgebracht!"
„Stopft der alten Hexe das Maul!" sagte Pugatschow.
Ein junger Kosak gab ihr einen Säbelhieb auf den Kopf und sie fiel tot auf die Stufen nieder. Pugatschow ritt von dannen; das Volk rannte ihm nach.

Achtes Kapitel

DER UNGEBETENE GAST

Ein ungebetener Gast ist schlimmer als ein Tatar.
Sprichwort

Der Platz war leer. Ich stand immer noch auf derselben Stelle und konnte meine durch die entsetzlichen Eindrücke verwirrten Gedanken nicht in Ordnung bringen.
Die Ungewißheit über Maria Iwanownas Schicksal quälte mich am meisten. Wo befand sie sich? Was war mit ihr geschehen? Hatte sie sich verstecken können? War ihr Versteck sicher? Von unruhigen Gedanken erfüllt, betrat ich das Haus des Kommandanten... Alles leer; Stühle, Tische, Truhen zertrümmert; das Geschirr in Scherben, der ganze Hausrat fortgeschleppt. Ich lief die kleine Treppe hinauf, die in die Mansarde führte, und betrat zum ersten-

mal im Leben das Zimmer von Maria Iwanowna. Ich sah ihr Bett, das die Räuber durchgewühlt hatten; der Schrank war aufgebrochen und ausgeleert; das Lämpchen glühte noch vor dem leeren Heiligenbilderschrein. Heilgeblieben war auch der Spiegel, der zwischen den Fenstern hing... Wo aber war die Herrin dieser bescheidenen jungfräulichen Zelle? Ein furchtbarer Gedanke schoß mir durch den Kopf: ich sah sie in der Gewalt der Räuber... Mein Herz krampfte sich zusammen... Ich fing bitterlich zu weinen an und sprach den Namen meiner Geliebten laut aus... In diesem Augenblick vernahm ich ein leichtes Rascheln, und hinter dem Schrank kam bleich und zitternd die arme Palaschka hervor.

„Ach, Peter Andrejewitsch", sagte sie händeringend, „was für ein Tag! Wie entsetzlich!"

„Und Maria Iwanowna", fragte ich ungeduldig, „wo ist Maria Iwanowna?"

„Das Fräulein lebt", erwiderte Palaschka, „es ist bei Akulina Pamfilowna versteckt."

„Bei der Popenfrau!" schrie ich entsetzt auf. „O Gott! Da sitzt ja Pugatschow!"

Ich stürzte aus dem Zimmer, war in einem Augenblick auf der Straße und rannte Hals über Kopf nach dem Hause des Geistlichen, ohne etwas zu sehen oder zu fühlen. Aus dem Hause kam Geschrei, Gelächter, Gesang... Pugatschow zechte mit seinen Genossen. Palaschka war mir gefolgt. Ich schickte sie heimlich zu Akulina Pamfilowna. Nach einer Minute kam die Popenfrau zu mir in den Flur heraus, eine leere Branntweinkanne in der Hand.

„Um Gotteswillen, wo ist Maria Iwanowna?" fragte ich in unbeschreiblicher Erregung.

„Sie liegt bei mir auf dem Bett, das liebe Täubchen, dort hinter dem Verschlag", erwiderte die Popenfrau. „Ach, Peter Andrejewitsch, fast hätt' es ein Unglück gegeben; aber, Gottlob, es ist alles gut abgelaufen! Der Bösewicht hatte sich eben zu Tisch gesetzt, da kommt das arme Ding zu sich und stöhnt!... Ich war starr. Er hat's gehört.

‚Wer stöhnt da hinten, Alte?' Ich falle dem Räuber zu Füßen: ‚Meine Nichte ist's, Herr, sie liegt krank zu Bett, schon seit mehr als einer Woche.' — ‚Ist deine Nichte jung?' — ‚Ja, Herr.' — ‚Zeig mir mal deine Nichte, Alte.' In meinem Herzen gab's einen richtigen Ruck, aber was sollte ich machen? ‚Gut, Herr, aber das arme Mädchen kann nicht aufstehen und zu deiner Gnaden kommen.' — ‚Tut nichts, Alte, ich gehe selber hin und schau' sie mir an.' Und er ist hingegangen, der Verfluchte, hinter den Verschlag! Was meinst du wohl? Den Bettvorhang hat er zurückgezogen, hat sie mit seinen Habichtsaugen angeguckt — und weiter nichts. Gott hat uns geholfen! Und was meinst du — ich und mein Väterchen waren schon ganz bereit, den Märtyrertod zu empfangen. Zum Glück hat sie ihn nicht erkannt, das liebe Täubchen! Herr Gott im Himmel, so weit sind wir gekommen! Was soll man dazu sagen? Der arme Iwan Kusmitsch! Wer hätte das gedacht?... Und Wasilisa Jegorowna! Und Iwan Ignatjewitsch! Warum denn auch den?... Wie kommt's denn, daß man Sie verschont hat? Und was sagen Sie zu Schwabrin, Alexej Iwanowitsch? Hat sich die Haare kurz geschnitten und zecht jetzt mit! Ein gewandter Kerl, das muß man sagen! Aber als ich von meiner kranken Nichte sprach, da hat er mich — du kannst mir's glauben — hat er mich angesehen, als wollte er mich mit einem Messer mittendurch schneiden, allein er hat mich nicht verraten, und dafür verdient er auch schon Dank."

In diesem Augenblick hörte man die trunkenen Gäste laut schreien, dazwischen ertönte die Stimme des Vaters Gerasim. Die Gäste wollten noch Wein, der Hausherr rief seine Frau. Die Popenfrau wurde ganz aufgeregt.

„Gehen Sie jetzt nach Hause, Peter Andrèjewitsch", sagte sie, „ich habe keine Zeit für Sie; die Bösewichter sind mitten im Zechen. Wehe, wenn Sie einem dieser Betrunkenen unter die Finger geraten. Leben Sie wohl, Peter Andrejewitsch. Wie es kommen muß, so kommt es; Gott wird uns nicht verlassen."

Die Popenfrau ging. Einigermaßen beruhigt begab ich mich in meine Wohnung. Als ich über den Platz ging, sah ich einige Baschkiren, die sich um den Galgen drängten und den Erhenkten die Stiefel abzogen; nur mit Mühe bezwang ich meine Empörung, denn ich sah ein, daß jedes Einschreiten nutzlos gewesen wäre. In der Festung trieben sich die Räuber herum und plünderten die Offizierswohnungen. Überall hörte man das Geschrei der betrunkenen Rebellen. Ich erreichte meine Wohnung. Saweljitsch empfing mich auf der Schwelle.

„Gott sei Dank!" rief er, als er mich sah, „ich hatte schon gedacht, die Bösewichter hätten dich wieder ergriffen. Nun, Väterchen Peter Andrejewitsch! Was glaubst du wohl? Alles haben sie uns weggeschleppt, die Halunken: Kleider, Wäsche, Hausrat, Geschirr — nichts haben sie dagelassen. Ach was! Gott sei Lob und Dank, daß sie dich am Leben gelassen haben! Hast du den Anführer erkannt, Herr?"

„Nein. Wer ist's denn?"

„Wie, Väterchen, hast du den Saufbruder vergessen, der dir im Wirtshaus den Pelz abgebettelt hat? Den nagelneuen Hasenpelz? Er mußte ihn noch überall auftrennen beim Anziehen, die Bestie!"

Ich war verblüfft. In der Tat, die Ähnlichkeit zwischen Pugatschow und meinem Führer war auffallend. Ich erkannte, daß er und Pugatschow dieselbe Person waren, und begriff nun, warum er mich verschont hatte. Ich mußte mich über diese seltsame Verkettung der Dinge wundern: ein Kinderpelz, den ich einem Landstreicher geschenkt hatte, rettete mich vor dem Galgen, und ein Säufer, der sich von Schenke zu Schenke herumtrieb, belagerte Festungen und erschütterte den Staat!

„Willst du nicht etwas essen?" fragte Saweljitsch, der von seinen Gewohnheiten nicht ließ. „Im Hause ist nichts; ich will auf die Suche gehen und etwas für dich zubereiten."

Alleingeblieben, versank ich in Gedanken. Was sollte ich tun? In der von dem Rebellen eroberten Festung bleiben und seiner Bande folgen ziemte mir als Offizier nicht. Die

Pflicht verlangte, daß ich mich dorthin begäbe, wo mein Dienst dem Vaterlande in den augenblicklichen schwierigen Verhältnissen noch von Nutzen sein konnte. Aber die Liebe drängte mich, bei Maria Iwanowna zu bleiben und ihr Schutz und Schirm zu sein. Obgleich ich eine baldige Änderung der Situation mit Gewißheit voraussah, mußte ich doch zittern, wenn ich mir ihre gefährliche Lage vorstellte.

Meine Betrachtungen wurden durch das Erscheinen eines Kosaken unterbrochen, der mit der Meldung gelaufen kam, der „mächtige Zar wollte mich sprechen".

„Wo ist er denn?" fragte ich, bereit zu gehorchen.

„Im Hause des Kommandanten", erwiderte der Kosak. „Nach dem Essen begab sich unser Väterchen ins Dampfbad, und jetzt ruht er aus. Nun, Euer Wohlgeboren, man sieht's an allem, was für eine vornehme Person er ist: zu Mittag geruhte er zwei gebratene Ferkel zu verspeisen und das Dampfbad machte er sich so heiß, daß sogar Taras Kurotschkin es nicht aushalten konnte; er mußte dem Fomka Bikbajew die Rute geben und hat sich mit Müh und Not mit kalten Übergüssen wieder instand gesetzt. Da ist nichts zu sagen — so vornehme Sitten... Und im Bade, weißt du, da hat er seine kaiserlichen Male auf der Brust gezeigt: auf der einen Seite hatte er den Doppeladler, so groß wie ein Fünfkopekenstück, und auf der andern sein eigenes Bildnis."

Ich hielt es für überflüssig, gegen die Anschauungen des Kosaken zu protestieren, und begab mich mit ihm in das Haus des Kommandanten. Ich suchte mir die Begegnung mit Pugatschow im voraus auszumalen und zu erraten, womit sie enden würde. Der Leser wird sich leicht denken können, daß ich nicht ganz kaltblütig war.

Es fing an zu dämmern, als ich vor dem Hause des Kommandanten stand. Der Galgen mit seinen Opfern hob sich schauerlich schwarz vom Hintergrund ab. Der Leichnam der armen Kommandantenfrau lag noch immer vor dem Hause, dessen Eingang von zwei Kosaken bewacht wurde. Der Kosak, der mich begleitet hatte, ging hinein, mich anzumelden,

kam sofort zurück und führte mich in das Zimmer, in dem ich tags zuvor so zärtlichen Abschied von Maria Iwanowna genommen hatte.

Ein ungewöhnliches Bild zeigte sich mir. An dem Tisch, der mit einem Leintuch gedeckt und mit Kannen und Gläsern vollgestellt war, saß Pugatschow mit etwa zehn Kosakenanführern in Fellmützen und bunten Hemden. Alle waren vom Wein erhitzt, die Gesichter stark gerötet, die Augen unheimlich blitzend. Unter ihnen sah ich jedoch weder Schwabrin noch unsern Uriadnik, die beiden neugewonnenen Verräter.

„Ah! Euer Wohlgeboren!" sagte Pugatschow, als er mich erblickte. „Herzlich willkommen! Ehre, wem Ehre gebührt! Bitte Platz zu nehmen."

Die Tischgenossen rückten zusammen. Ich setzte mich schweigend am äußersten Ende der Tafel nieder. Mein Nachbar, ein schlanker, hübscher junger Kosak, schenkte mir ein Glas Branntwein ein, das ich nicht anrührte. Ich betrachtete die Versammlung mit lebhafter Neugier. Pugatschow saß oben, die Ellbogen auf den Tisch gelegt und den schwarzen Bart auf seine breite Faust stützend. Seine regelmäßigen und recht angenehmen Züge hatten nichts Wildes und Grausames an sich. Er wandte sich wiederholt an einen Mann von etwa fünfzig Jahren, den er bald Herr Graf, bald Timofejewitsch nannte, mitunter auch Onkelchen titulierte. Zwischen allen herrschte ein kameradschaftlicher Ton, und dem Anführer wurde keinerlei besondere Ehrerbietung gezeigt. Man unterhielt sich über den heutigen Angriff, den Fortschritt der Rebellion und die bevorstehenden Unternehmungen. Alle taten groß, legten ihre Meinungen dar und stritten ungeniert mit Pugatschow. Und auf diesem seltsamen Kriegsrate wurde beschlossen, auf Orenburg zu marschieren: ein tollkühnes Unterfangen, das beinahe zu verhängnisvollem Erfolg geführt hätte! Der Ausmarsch wurde auf den morgenden Tag festgesetzt.

„Nun, Brüder", sagte Pugatschow, „singen wir mal vor dem Schlafengehen mein Lieblingslied! Tschumakow! Fang an!"

Mein Nachbar begann mit feiner Stimme ein wehmütiges Burlakenlied und alle fielen im Chor ein:

„Rausche nicht so, Mütterchen, grüner Wald!
Stör mich wackern Burschen im Sinnen nicht!
Morgen muß der wackere Bursche Rede stehn
Vor dem strengsten Richter, vor dem Zaren selbst.
Fragen wird mich da der mächtige Zar:
‚Sage mir, mein wackrer Bursch, du Bauernsohn,
Sag, mit wem hast du geplündert und geraubt?
Hast du viel Genossen auf der Fahrt gehabt?' —
‚Sagen will ich dir, rechtgläubiger großer Zar,
Sagen will ich dir die ganze Wahrheit, Wort für Wort.
Vier Genossen hab' ich auf der Fahrt gehabt:
War mein erster Fahrtgenoß die finstre Nacht,
War mein zweiter Fahrtgenoß mein stählernes Messer,
War mein dritter Fahrtgenoß mein braves Pferd,
War mein vierter Fahrtgenoß mein straffer Bogen,
Meine Boten waren meine spitzen Pfeile!'
Und es sagt der mächt'ge rechtgläubige Zar:
‚Heil dir, wackrer Bursche, Bauernsohn,
Gut hast du Bescheid zu geben mir gewußt!
Darum will ich dich belohnen, wackrer Bursch.
Mitten im Felde bau' ich dir ein hohes Schloß
Aus zwei Pfosten mit 'nem Querholz drüber hin!'"

Es läßt sich nicht wiedergeben, wie dieses Volkslied vom Galgen aus dem Munde von Leuten, die selbst für den Galgen reif waren, auf mich wirkte. Ihre grimmigen Gesichter, ihre gut zusammenklingenden Stimmen, der wehmütige Ausdruck, den sie den an sich schon ausdrucksvollen Worten verliehen — alles das erfüllte mich mit einem gewissen poetischen Schauder.

Die Gäste tranken noch ein Glas, standen auf und verabschiedeten sich von Pugatschow. Ich wollte ihnen folgen, aber Pugatschow sagte zu mir:

„Bleib sitzen. Ich habe dir noch etwas zu sagen."

Wir blieben allein. Einige Minuten lang schwiegen wir alle

beide. Pugatschow sah mich scharf an, wobei er ab und zu das linke Auge mit einem erstaunlich schlauen und spöttischen Ausdruck zukniff. Endlich fing er an zu lachen, und zwar so ungeheuchelt lustig, daß ich bei seinem Anblick auch lachen mußte, ohne zu wissen warum.

„Nun, Euer Wohlgeboren?" sagte er. „Gesteh's nur, dir wurde angst und bange, als meine Kerle dir den Strick um den Hals legten? Da hast du wohl den Himmel für ein Schafsfell gehalten... Und du würdest jetzt wohl längst baumeln, wenn dein Diener nicht gewesen wäre. Ich habe den alten Narren sofort erkannt. Konntest du dir das wohl denken, Euer Wohlgeboren, daß der Mann, der dich zum Gasthaus führte, der große Zar selber war?" Hier steckte er eine feierliche und geheimnisvolle Miene auf. „Du hast dich schwer an mir versündigt", fuhr er fort, „aber ich habe dich für deine Güte begnadigt, weil du mir einen Dienst erwiesen hast, als ich mich vor meinen Feinden verbergen mußte. Du sollst noch ganz andere Dinge sehen! Ich will dich noch ganz anders belohnen, wenn ich meinen Thron besteige! Versprichst du, mir getreu zu dienen?"

Die Frage des Räubers und seine Frechheit kamen mir so komisch vor, daß ich auflachen mußte.

„Was lachst du?" fragte er stirnrunzelnd, „oder glaubst du etwa nicht, daß ich der große Zar bin? Antworte!"

Ich geriet in Verlegenheit. Den Landstreicher als Zaren anerkennen konnte ich nicht; das schien mir eine unverzeihliche Feigheit. Ihn ins Gesicht einen Betrüger nennen, hieß sich zugrunde richten, und wozu ich unter dem Galgen vor dem ganzen Volke in der ersten Empörung bereit gewesen, schien mir jetzt unnötige Prahlerei. Ich zögerte. Pugatschow wartete mit finsterem Gesicht auf meine Antwort. Endlich — und heute noch denke ich voller Stolz an diesen Augenblick — siegte das Pflichtgefühl über die menschliche Schwäche. Ich sagte zu Pugatschow:

„Hör mich an, ich will dir die ganze Wahrheit sagen. Überleg mal — kann ich dich als Zaren anerkennen? Du bist ein kluger Kopf, du würdest doch selber merken, daß ich lüge."

„Wer bin ich denn nach deiner Meinung?"
„Das mag der liebe Gott wissen. Aber wer du auch seist, du treibst einen gefährlichen Spaß."
Pugatschow warf mir einen schnellen Blick zu.
„Du glaubst also nicht", sagte er, „daß ich der Zar Peter Feodorowitsch bin? Nun, sei's drum. Aber hat der Mutige kein Glück? Hat in alten Zeiten Grischka Otrepjew nicht regiert? Denk von mir, was du willst, aber bleibe bei mir. Was geht dich alles Übrige an? Wenn einer Pope ist, nennt man ihn Väterchen. Diene mir ehrlich und treu, und ich mache dich zum Feldmarschall und zum Fürsten. Was meinst du?"
„Nein", erwiderte ich fest, „ich bin von altem Adel. Ich habe der Zarin geschworen; ich kann dir nicht dienen. Wenn du mir wirklich wohlwillst, so entlasse mich nach Orenburg."
Pugatschow überlegte.
„Und wenn ich dich entlasse", sagte er, „versprichst du mir wenigstens, nichts gegen mich zu unternehmen?"
„Wie kann ich das versprechen?" entgegnete ich. „Du weißt selbst, ich kann über mich nicht verfügen: wenn man mir befiehlt, gegen dich zu ziehen — so muß ich's tun, da hilft nichts. Du bist ja selbst Befehlshaber; du verlangst von deinen Leuten auch Gehorsam. Was wäre denn das, wenn ich den Dienst verweigerte, gerade wo man ihn braucht? Mein Kopf ist in deiner Gewalt. Entläßt du mich, so will ich's dir danken; läßt du mich töten, so mag Gott dein Richter sein; ich aber habe dir die Wahrheit gesagt."
Meine Aufrichtigkeit setzte Pugatschow in Erstaunen.
„Sei's drum", sagte er und klopfte mir auf die Schulter, „wenn ich strafe, dann kenn' ich kein Erbarmen; bin ich gnädig, dann bin ich's auch ganz. Geh nach allen vier Winden und tu, was du willst. Morgen komm zu mir, Abschied nehmen, und jetzt geh nach Hause und leg dich schlafen, ich bin auch schon müde."
Ich verließ Pugatschow und trat auf die Straße hinaus. Die Nacht war still und kalt. Mond und Sterne glänzten

hell und beleuchteten den Platz und den Galgen. In der Festung war alles ruhig und dunkel. Nur aus der Schenke kam noch Licht und das Geschrei verspäteter Zecher. Ich warf einen Blick auf das Haus des Geistlichen. Fensterläden und Tor waren geschlossen. Auch hier schien alles ruhig.

Ich kam in meine Wohnung und fand Saweljitsch tief betrübt über mein langes Ausbleiben. Die Nachricht über meine Freilassung erfüllte ihn mit unbeschreiblicher Freude.

„Dank dir, Herr Gott im Himmel!" sagte er und bekreuzigte sich. „In aller Frühe verlassen wir morgen die Festung und ziehen, wohin die Augen sehen. Ich habe dir einiges zurechtgemacht, Väterchen, iß und trink und schlaf bis zum lichten Morgen, wie in Christi Schoß."

Ich folgte seinem Rat, und nachdem ich mit großem Appetit zu Abend gegessen, schlief ich auf dem nackten Fußboden, körperlich und geistig aufs äußerste ermattet, fest ein.

Neuntes Kapitel

DIE TRENNUNG

Ach, ein Kuß von deinem Munde
War mir höchste Seligkeit,
Doch es schlägt die Trennungsstunde,
Und das Herz erbebt im Leid.

Cheraskow

Früh morgens weckte mich Trommelwirbel. Ich ging auf den Versammlungsplatz. Die Pugatschowschen Horden nahmen schon Aufstellung vor dem Galgen, an dem immer noch die gestrigen Opfer hingen. Die Kosaken waren zu Pferde, die Soldaten standen mit geschultertem Gewehr, Fahnen flatterten über den Reihen. Ein paar Geschütze, unter denen ich auch das unsere bemerkte, waren auf Feldzugslafetten gestellt. Die ganze Bevölkerung war in Erwartung des Usurpators zusammengeströmt. Vor dem Hause des Kommandanten hielt ein Kosak ein prächtiges weißes

Pferd kirgisischer Rasse am Zügel. Ich sah mich nach dem Leichnam der Kommandantin um. Er war etwas zur Seite getragen worden und mit einer Matte bedeckt. Endlich kam Pugatschow aus dem Hause. Die Leute nahmen die Mützen ab. Pugatschow blieb auf der Treppe stehen und grüßte alle. Einer der Führer reichte ihm einen Sack mit Kupfermünzen, und er fing an, sie handvollweise unter das Volk zu werfen. Die Leute stürzten sich schreiend darauf, und es ging nicht ohne Verletzungen ab. Um Pugatschow scharten sich die Hervorragendsten aus der Schar seiner Genossen. Unter ihnen befand sich auch Schwabrin. Unsere Blicke trafen sich; er mußte in meinem die Verachtung lesen und wandte sich mit dem Ausdruck aufrichtiger Wut und geheuchelten Spottes ab. Als Pugatschow mich in der Menge bemerkte, nickte er mir zu und rief mich zu sich heran.

„Höre", sagte er zu mir, „begib dich sofort nach Orenburg und melde in meinem Namen dem Gouverneur und allen Generalen, daß sie mich nach einer Woche erwarten können. Gib ihnen den Rat, mich mit kindlicher Liebe und Ergebenheit zu empfangen; sonst entgehen sie dem bittern Tod nicht. Glückliche Reise, Euer Wohlgeboren."

Dann wandte er sich an das Volk und sagte, auf Schwabrin zeigend:

„Da ist euer neuer Kommandeur, Kinder. Gehorcht ihm in allem; er hat mir für euch und die Festung zu verantworten."

Schaudernd vernahm ich diese Worte; Schwabrin wurde Kommandant der Festung. Maria Iwanowna blieb in seiner Gewalt! Gott, was würde mit ihr geschehen! Pugatschow stieg die Stufen herab, man führte ihm sein Pferd vor. Er schwang sich gewandt in den Sattel, ohne auf die Kosaken zu warten, die ihm hinaufhelfen wollten.

In diesem Augenblick sah ich Saweljitsch aus der Volksmenge hervortreten, sich Pugatschow nähern und ihm ein Blatt Papier überreichen. Ich konnte mir gar nicht denken, wo das hinaus sollte.

„Was ist das?“ fragte Pugatschow herablassend.
„Lies, dann wirst du es erfahren“, antwortete Saweljitsch.
Pugatschow nahm das Blatt und betrachtete es lange Zeit mit feierlicher ernster Miene.
„Was schreibst du so unleserlich?“ sagte er endlich, „meine hellen Augen können hier nichts entziffern. Wo ist mein Obersekretär?“
Ein junger Kerl in Korporalsuniform kam schnell zu Pugatschow gelaufen.
„Lies laut!“ sagte der Usurpator und reichte ihm das Blatt. Ich war sehr begierig, zu erfahren, was mein Wärter dem Pugatschow hatte schreiben können. Der Obersekretär fing mit lauter Stimme zu buchstabieren an:
„Zwei Schlafröcke, ein leinener und ein gestreifter seidener, für sechs Rubel.“
„Was soll das heißen?“ fragte Pugatschow stirnrunzelnd.
„Befiehl ihm weiter zu lesen“, antwortete Saweljitsch.
Der Obersekretär fuhr fort:
„Ein Uniformrock aus feinem grünem Tuch für sieben Rubel. Zwölf Hemden aus holländischem Leinen mit Manschetten für zehn Rubel. Eine Schatulle mit einem Teeservice für zwei und einen halben Rubel.“
„Was soll das Geschwätz?“ unterbrach ihn Pugatschow, „was geht mich die Schatulle und die Hose mit Manschetten an?“
Saweljitsch räusperte sich und begann zu erklären:
„Siehst du wohl, Väterchen, das ist ein Verzeichnis des herrschaftlichen Gutes, das die Bösewichter...“
„Was für Bösewichter?“ sagte Pugatschow grimmig.
„Verzeih, ich habe mich versprochen“, antwortete Saweljitsch, „nicht gerade Bösewichter, aber deine Jungens haben in unsern Sachen gewühlt und allerlei mitgenommen. Sei nicht böse: das Pferd hat vier Beine und stolpert doch. Laß ihn schon zu Ende lesen.“
„Lies weiter“, sagte Pugatschow.
„Eine Kattundecke, eine zweite aus Taffet, wattiert, vier Rubel. Ein Fuchspelz, mit rotem Tuch bezogen, vierzig

Rubel. Ferner ein Hasenpelz, Deiner Gnaden im Wirtshaus überlassen, fünfzehn Rubel."

„Was ist das noch?" schrie Pugatschow, und seine Augen blitzten feurig auf.

Ich muß gestehen, daß mir um meinen armen Saweljitsch angst und bange wurde. Er wollte wieder lange Erklärungen abgeben, aber Pugatschow ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Wie wagst du's, mich mit solch dummem Zeug zu belästigen!" schrie er, riß das Papier dem Sekretär aus der Hand und warf es Saweljitsch ins Gesicht. „Alter Narr! Man hat sie beraubt! Großes Unglück! Du blöder Graukopf solltest dein Leben lang für mich und meine Jungens beten, weil wir dich und deinen Herrn nicht auch mit all den andern Rebellen aufgeknüpft haben... Ein Hasenpelz! Ich will dir einen Hasenpelz zeigen! Weißt du, daß ich dir die Haut vom Leibe schinden kann, um Pelze draus zu machen?"

„Wie du willst", antwortete Saweljitsch, „ich bin ein höriger Mann und habe für das herrschaftliche Gut zu verantworten."

Pugatschow hatte anscheinend einen Anfall von Großmut. Er wandte sich ab und ritt fort, ohne ein Wort zu sagen. Schwabrin und die Führer folgten ihm. Die Bande verließ die Festung in voller Ordnung. Das Volk begleitete Pugatschow hinaus. Ich blieb mit Saweljitsch allein auf dem Platz. Mein Wärter hielt sein Verzeichnis in der Hand und betrachtete es mit tiefbetrübtem Gesichte.

Als er mein gutes Einvernehmen mit Pugatschow sah, glaubte er es ausnutzen zu können; aber seine weise Absicht schlug fehl. Ich wollte ihn für seinen unangebrachten Eifer schelten, aber ich konnte mich schließlich des Lachens nicht enthalten.

„Lache nur, Herr", antwortete Saweljitsch, „lache nur, aber wenn wir den ganzen Hausrat neu anschaffen müssen, dann wollen wir sehen, ob man da noch lachen kann."

Ich eilte in das Haus des Geistlichen, um Maria Iwanowna

zu sehen. Die Popenfrau empfing mich mit einer traurigen Nachricht. Nachts war Maria Iwanowna von einem heftigen Fieber befallen worden. Sie lag bewußtlos da und phantasierte. Die Popenfrau führte mich in ihr Zimmer. Ich trat leise an ihr Bett. Die Veränderung ihres Gesichtes verblüffte mich. Die Kranke erkannte mich nicht. Lange stand ich vor ihr, ohne auf den Vater Gerasim zu hören, noch auf seine gute Frau, die, glaube ich, mir Trostworte zusprachen. Finstre Gedanken bewegten mich. Der Zustand der armen, schutzlosen Waise, die inmitten der wilden Rebellen zurückgeblieben war, meine eigene Machtlosigkeit erfüllten mich mit Schrecken. Schwabrin, vor allem Schwabrin marterte meine Einbildungskraft. Der Usurpator hatte ihm alle Gewalt gegeben, er regierte die Festung, in der das unglückliche Mädchen, der unschuldige Gegenstand seines Hasses, geblieben war — da konnte er alles wagen. Was sollte ich tun? Wie sollte ich ihr helfen? Wie sie aus den Händen des Bösewichts befreien? Es blieb mir nur ein Mittel: ich beschloß, mich sofort nach Orenburg zu begeben, um auf schleunigen Entsatz der Festung Belogorskaja zu dringen und mich nach Möglichkeit selbst daran zu beteiligen. Ich verabschiedete mich vom Geistlichen und Akulina Pamfilowna und bat sie mit leidenschaftlicher Wärme, für die, welche ich schon als meine Gattin ansah, zu sorgen. Ich ergriff die Hand des armen Mädchens und küßte sie, sie zugleich mit meinen Tränen benetzend.

„Leben Sie wohl", sagte die Popenfrau, als sie mich hinausbegleitete, „leben Sie wohl, Peter Andrejewitsch. So Gott will, sehen wir uns in besseren Zeiten wieder. Vergessen Sie uns nicht und schreiben Sie uns öfter. Die arme Maria Iwanowna hat außer Ihnen keinen Trost und Schutz mehr."

Als ich auf den Platz hinaustrat, blieb ich eine Minute stehen, blickte nach dem Galgen, neigte mich grüßend vor ihm, verließ die Festung und ging den Orenburger Weg entlang, von Saweljitsch begleitet, der tapfer mit mir Schritt hielt.

Ich ging in meine Gedanken vertieft, als ich plötzlich hinter

mir Pferdetrappeln vernahm. Ich sah mich um: aus der Festung kam ein Kosak geritten, der ein Baschkirenpferd am Zügel führte und mir von ferne Zeichen machte. Ich blieb stehen und erkannte unsern Uriadnik. Als er mich eingeholt hatte, stieg er von seinem Pferd und sagte, indem er mir die Zügel des andern reichte:

„Euer Wohlgeboren! Der Zar schenkt Ihnen dieses Pferd und einen Pelz von seinen eigenen Schultern" — an den Sattel war ein Schafspelz gebunden — „und dann", fuhr der Uriadnik stockend fort, „schenkt er Ihnen noch... eine Poltina in barem Geld... ich hab's aber unterwegs verloren: wollen Sie's mir gütigst verzeihen."

Saweljitsch sah ihn von der Seite an und brummte:

„Unterwegs verloren? Was klimpert denn da in deinem Hemde? Schäme dich!"

„Was in meinem Hemde klimpert?" erwiderte der Uriadnik, ohne im geringsten verlegen zu werden. „Rede kein dummes Zeug, Alter. Es ist der Zaum, der klirrt, aber nicht das Geld."

„Schon gut", mischte ich mich in den Streit, „danke in meinem Namen dem, der dich geschickt hat, und versuche das verlorene Geld auf dem Rückwege aufzulesen; du kannst es dann als Trinkgeld behalten."

„Schönen Dank, Euer Wohlgeboren", sagte er, sein Pferd umwendend, „ich werde mein Leben lang für Sie beten."

Mit diesen Worten ritt er zurück, die eine Hand an die Brust drückend, und war in einer Minute aus unserm Gesichtskreis verschwunden. Ich zog den Pelz an und setzte mich aufs Pferd, Saweljitsch mußte hinter mir aufsitzen.

„Siehst du, Herr", sagte der Alte, „es war doch recht, daß ich dem Räuber die Klage überreichte; nun hat sich der Halunke geschämt. Wenn auch der langbeinige Baschkirenklepper und der Schafspelz nicht halb so viel wert sind, wie das, was die Schufte uns gestohlen haben und was du selbst ihm geschenkt hast, so kommen sie uns doch zu paß; von einem bösen Hund ist einem auch ein Büschel Wolle recht."

Zehntes Kapitel

DIE BELAGERUNG DER STADT

Nachdem er Feld und Berg mit seinem Heer besetzt,
Sandt' er dem Adler gleich hinab die Blicke jetzt.
Jenseits des Lagers ließ er richten die Geschütze,
Zu treffen nachts die Stadt mit ihrem Donnerblitze.

Cheraskow

Als wir uns Orenburg näherten, sahen wir eine Schar Sträflinge mit rasierten Köpfen und Gesichtern, die von der Zange des Henkers verunstaltet waren. Sie arbeiteten an den Befestigungen unter Aufsicht von Garnisonsinvaliden. Einige führten in Karren den Schutt fort, der den Graben füllte, andere gruben den Boden mit Spaten auf; auf dem Wall schleppten Maurer Ziegelsteine und besserten die Stadtmauer aus. Vor dem Tor hielten die Wachtposten uns an und verlangten unsere Pässe. Kaum hatte der Sergeant vernommen, daß ich aus der Festung Belogorskaja käme, so führte er mich geradeswegs nach dem Hause des Generals.

Ich fand ihn im Garten. Er betrachtete die vom Hauch des Herbstes entblößten Apfelbäume und hüllte sie mit Hilfe des alten Gärtners sorgsam in warmes Stroh. Sein Gesicht zeigte Ruhe, Gesundheit und Gutmütigkeit. Er war über meinen Besuch sehr erfreut und fragte mich sofort nach den entsetzlichen Begebenheiten aus, deren Zeuge ich gewesen war. Der Alte hörte mir aufmerksam zu und schnitt gleichzeitig die dürren Zweige ab.

„Mein armer Mironow", sagte er, als ich meine traurige Geschichte beendet hatte, „schade um ihn, es war ein guter Offizier. Und Madame Mironowa war eine gute Dame — wie prachtvoll verstand sie Pilze einzumachen! Und was macht Mascha, die Hauptmannstochter?"

Ich erwiderte, sie sei in der Festung in Obhut der Popenfrau geblieben.

„Ei, ei, ei!" sagte der General, „das ist schlimm, sehr

schlimm. Auf die Disziplin der Räuber kann man sich ganz und gar nicht verlassen. Was soll aus dem armen Mädchen werden?"

Ich meinte, bis zur Festung Belogorskaja sei es nicht weit und seine Exzellenz würden sicher keine Zeit verlieren und Truppen zur Befreiung der armen Bewohner entsenden. Der General schüttelte ungläubig den Kopf.

„Wollen sehen, wollen sehen", sagte er, „darüber reden wir noch. Ich bitte dich heute zu einer Tasse Tee: wir halten Kriegsrat. Du kannst uns zuverlässige Nachricht über den Halunken Pugatschow und sein Heer geben. Jetzt aber ruh' dich erst aus."

Ich begab mich in die mir angewiesene Wohnung, wo Saweljitsch sich bereits häuslich eingerichtet hatte, und sah mit Ungeduld der festgesetzten Stunde entgegen. Der Leser wird sich leicht vorstellen können, daß ich es nicht unterlassen konnte, zum Kriegsrat zu erscheinen, der einen so großen Einfluß auf mein Schicksal haben sollte. Zur angegebenen Stunde war ich schon beim General.

Ich traf dort einen städtischen Beamten, wenn ich nicht irre, war es der Direktor des Zollamts, ein dicker, rotbackiger alter Herr in einem Seidenrock. Er fragte mich nach dem Schicksal Iwan Kusmitschs aus, den er seinen Gevatter nannte, und unterbrach meine Rede wiederholt durch ergänzende Fragen und belehrende Zwischenbemerkungen, die ihn zwar nicht als großen Kenner der Kriegskunst zeigten, aber doch viel Kombinationsgabe und natürlichen Verstand verrieten. Inzwischen versammelten sich auch die übrigen Teilnehmer an der Beratung. Als alle Platz genommen hatten und jedem eine Tasse Tee gereicht worden war, legte der General sehr klar und ausführlich dar, wie die Dinge standen.

„Jetzt, meine Herren", fuhr er fort, „gilt es zu beschließen, wie wir gegen die Aufrührer vorgehen sollen: offensiv oder defensiv? Jede dieser Methoden hat ihre Vorteile und Nachteile. Ein offensives Vorgehen bietet mehr Aussicht schnellster Vernichtung des Feindes; die Defensive ist

sicherer und gefahrloser... Schreiten wir nun zur Abstimmung in der gesetzlichen Ordnung, d. h. mit dem Dienstjüngsten beginnend. Herr Unterleutnant!" fuhr er fort, sich an mich wendend, „haben Sie die Güte, uns Ihre Meinung darzulegen."

Ich erhob mich, schilderte zuerst in kurzen Worten Pugatschow und seine Bande und erklärte bestimmt, der Usurpator wäre außerstande, sich gegen den Angriff regulärer Truppen zu behaupten.

Meine Meinung wurde von den Beamten mit offenkundigem Mißfallen aufgenommen. Sie sahen darin nur Leichtsinn und Tollkühnheit eines jungen Mannes. Ein Murren erhob sich und deutlich vernahm ich das Wort „Milchbart", das jemand halblaut aussprach. Der General wandte sich zu mir und sagte lächelnd:

„Herr Unterleutnant! Die ersten Stimmen werden bei Kriegsräten gewöhnlich zugunsten des offensiven Vorgehens abgegeben, das ist ganz in der Ordnung. Wollen wir nun die weiteren Stimmen einsammeln. Herr Kollegienrat, sagen Sie uns Ihre Meinung."

Der alte Herr im Seidenrock leerte schnell seine dritte, stark mit Rum durchsetzte Tasse Tee und antwortete dem General:

„Ich bin der Meinung, Exzellenz, daß man weder offensiv noch defensiv vorgehen soll."

„Wie das, Herr Kollegienrat?" erwiderte der General erstaunt. „Andere Methoden kennt die Taktik nicht: man kann nur defensiv oder offensiv vorgehen."

„Exzellenz, gehen Sie korruptiv vor."

„Haha! Ihre Ansicht ist sehr vernünftig. Korruptives Vorgehen läßt die Taktik zu, und wir wollen Ihren Rat befolgen. Man kann für den Kopf des Halunken siebzig Rubel aussetzen... oder sogar hundert... aus dem Geheimfonds."

„Und dann", unterbrach ihn der Zolldirektor, „will ich ein kirgisischer Hammel sein und kein Kollegienrat, wenn diese Banditen uns ihren Hauptmann nicht an Händen und Füßen gefesselt ausliefern."

„Wir wollen uns das noch überlegen und besprechen", entgegnete der General, „in jedem Fall aber muß man militärische Maßnahmen treffen. Meine Herren, wollen Sie Ihre Stimmen in der gesetzlichen Ordnung abgeben."
Sämtliche Meinungsäußerungen waren gegen mich gerichtet. Alle Beamten redeten von der Unzuverlässigkeit der Truppen, der Ungewißheit des Erfolges, der Notwendigkeit, vorsichtig zu sein u. dgl. Alle waren der Ansicht, es wäre vernünftiger, im Schutz der Kanonen hinter festen Steinmauern zu bleiben, statt das Waffenglück in offenem Felde zu erproben. Als der General endlich alle angehört hatte, klopfte er die Asche aus seiner Pfeife und hielt folgende Rede:
„Meine Herren! Ich muß Ihnen mitteilen, daß ich meinerseits mit der Ansicht des Herrn Unterleutnants vollkommen übereinstimme: denn diese Ansicht basiert auf allen Regeln einer gesunden Taktik, die fast immer das offensive Vorgehen der Defensive vorzieht."
Hier stockte er und begann seine Pfeife zu stopfen. Mein Selbstgefühl triumphierte. Ich blickte stolz auf die Beamten, die mit unzufriedenen und unruhigen Mienen untereinander flüsterten.
„Aber, meine Herren", fuhr der General nun fort, indem er zugleich mit einem tiefen Seufzer eine dicke Tabakswolke seinem Munde entströmen ließ, „ich wage es nicht, eine so große Verantwortung auf mich zu nehmen, wenn es sich um die Sicherheit der mir von Ihrer Kaiserlichen Majestät, meiner Allergnädigsten Monarchin, anvertrauten Provinzen handelt. Darum stimme ich der Mehrheit bei, die beschlossen hat, es sei vernünftiger und ungefährlicher, die Belagerung in der Stadt abzuwarten und die Angriffe des Feindes durch unsere Artillerie und, sofern das möglich sein sollte, durch Ausfälle abzuwehren."
Nun sahen die Beamten mich spöttisch an. Die Versammlung löste sich auf. Ich mußte die Schwäche des ehrenwerten Kriegsmannes bedauern, der gegen seine eigene Überzeugung sich entschlossen hatte, der Ansicht unwissender und unerfahrener Leute zu folgen.

Wenige Tage nach dieser bedeutsamen Sitzung erfuhren wir, daß Pugatschow, seinem Versprechen treu, sich Orenburg näherte. Ich sah das Heer der Rebellen von der Höhe der Stadtmauer. Ihre Zahl schien sich mir seit dem letzten Angriff, dessen Zeuge ich gewesen war, verzehnfacht zu haben. Sie hatten auch Artillerie, die Pugatschow aus den kleinen, bereits eroberten Festungen geholt hatte. Ich dachte an den Beschluß des Kriegsrats und sah eine lange Einschließung in den Mauern von Orenburg voraus. Ich hätte vor Zorn fast geweint.

Ich verzichte auf eine Schilderung der Belagerung von Orenburg, die in ein Geschichtswerk, nicht aber in diese Familienchronik gehört. Ich will nur in Kürze sagen, daß diese Belagerung dank der Unvorsichtigkeit der Behörden verderblich für die Bevölkerung wurde, die Hunger und sonstige bittere Nöte zu erleiden hatte. Man kann sich leicht vorstellen, daß das Leben in Orenburg ganz unerträglich war. Alle warteten trüben Sinnes auf die Entscheidung ihres Schicksals, alle jammerten über die Teuerung, die in der Tat entsetzlich war. Die Einwohner gewöhnten sich an die Kanonenkugeln, die in ihre Höfe flogen; sogar die Angriffe Pugatschows erregten das allgemeine Interesse nicht mehr. Ich starb vor Langeweile. Die Zeit verging. Briefe aus Belogorskaja erhielt ich nicht. Alle Wege waren abgeschnitten. Die Trennung von Maria Iwanowna wurde mir unerträglich. Die Ungewißheit ihres Geschicks quälte mich. Meine einzige Zerstreuung war das Ausschwärmen. Durch die Gnade Pugatschows war ich in den Besitz eines guten Pferdes gelangt, mit dem ich meine kärgliche Nahrung teilte und auf dem ich täglich aus der Stadt hinausritt, um mit den Reitern Pugatschows Schüsse zu wechseln. Bei diesen Gewehrkämpfen war das Übergewicht meist auf seiten der satten, betrunkenen und gut berittenen Rebellen. Die ausgemergelte städtische Kavallerie konnte mit ihnen nicht fertig werden. Manchmal zog auch unsere Infanterie hinaus; doch der tiefe Schnee hinderte sie, erfolgreich gegen die weit ausschwärmenden

Reiter vorzugehen. Vergeblich donnerte die Artillerie vom Wall herab; im Felde blieb sie stecken und konnte mit ihren abgehetzten Pferden nicht vorwärtskommen. Das waren nun unsere militärischen Operationen! Und das nannten die Orenburger Beamten Vorsicht und Vernunft!

Einmal, als es uns gelungen war, eine ziemlich dichte Schar zu zerstreuen und zu vertreiben, stieß ich auf einen Kosaken, der hinter seinen Kameraden zurückgeblieben war; ich wollte ihm schon einen Hieb mit meinem türkischen Säbel versetzen, als er plötzlich die Mütze abnahm und rief:

„Guten Tag, Peter Andrejewitsch! Wie geht's?"

Ich sah ihn an und erkannte unsern Uriadnik. Ich war unsagbar froh, ihn zu erblicken.

„Guten Tag, Maximytsch", sagte ich, „bist du schon lange aus Belogorskaja fort?"

„O nein, Peter Andrejewitsch. Ich bin gestern gekommen. Ich habe ein Brieflein für Sie."

„Wo ist es?" schrie ich in flammender Erregung.

„Hier bei mir", sagte Maximytsch und steckte die Hand in die Brust, „ich hab's der Palaschka versprochen, es Ihnen irgendwie zukommen zu lassen."

Damit überreichte er mir ein zusammengefaltetes Blatt Papier und ritt alsbald davon. Ich faltete es auseinander und las zitternd folgende Zeilen:

„Gott hat es gefallen, mich plötzlich des Vaters und der Mutter zu berauben: ich habe auf Erden keine Verwandten, keine Beschützer. Ich wende mich an Sie, weil ich weiß, daß Sie mir immer wohlwollten und daß Sie jedem Menschen zu helfen bereit sind. Ich bitte Gott, daß dieser Brief irgendwie in Ihre Hände gelangt! Maximytsch hat mir versprochen, ihn Ihnen einzuhändigen. Palaschka hat auch von Maximytsch gehört, daß er Sie öfters bei Ausfällen von fern sieht, und daß Sie sich gar nicht schonen und nicht an jene denken, die mit Tränen für Sie zu Gott beten. Ich war lange krank; als ich genesen war, zwang Alexej Iwanowitsch, der hier an Stelle meines entschlafenen Vaters das Kommando hat, den Vater Gerasim, mich ihm auszu-

liefern, wobei er ihm mit dem Zorn Pugatschows drohte. Ich wohne in unserm Hause unter strenger Bewachung. Alexej Iwanowitsch will mich zwingen, ihn zu heiraten. Er sagt, er habe mir das Leben gerettet, weil er den Betrug der Akulina Pamfilowna nicht aufgedeckt habe, die den Rebellen gesagt habe, ich wäre ihre Nichte. Mir wäre es aber leichter zu sterben, als die Frau eines Mannes wie Alexej Iwanowitsch zu werden. Er behandelt mich sehr grausam und droht, wenn ich mich nicht besinne und nicht einwillige, mich in das Lager der Rebellen zu schleppen, wo es mir ebenso gehen würde wie der Lisaweta Charlowa. Ich bat Alexej Iwanowitsch um Bedenkzeit. Er erklärte sich bereit, noch drei Tage zu warten; werde ich aber nach drei Tagen nicht die Seine, dann hat alle Schonung ein Ende! Liebster Peter Andrejewitsch, Sie sind mein einziger Beschützer! Helfen Sie mir in meiner Not! Bitten Sie den General und alle Kommandeure, uns schnellstens Sukkurs zu senden, und kommen Sie selbst her, wenn Sie können. Ich verbleibe Ihnen ganz ergeben, als armes Waisenkind

Maria Mironowa."

Als ich diesen Brief gelesen hatte, verlor ich fast den Verstand. Ich jagte nach der Stadt zurück, mein armes Pferd erbarmungslos mit den Sporen bearbeitend. Unterwegs dachte ich mir alles mögliche aus, wie ich dem armen Mädchen helfen könnte, aber es taugte alles nichts. In der Stadt angelangt, begab ich mich sofort zum General und stürmte ohne weiteres in sein Zimmer.

Der General ging auf und ab und rauchte seine Meerschaumpfeife. Als er mich sah, blieb er stehen. Mein Anblick mußte ihn sehr überrascht haben; er erkundigte sich teilnahmsvoll nach der Ursache meines plötzlichen Erscheinens.

„Eure Exzellenz", sagte ich zu ihm, „ich wende mich an Sie, wie an einen Vater; um Gottes willen, weisen Sie meine Bitte nicht zurück, es handelt sich um das Glück meines ganzen Lebens."

„Was gibt es, Freund?" fragte der Alte erstaunt. „Was kann ich für dich tun? Rede!"

„Eure Exzellenz, geben Sie mir eine Kompanie Soldaten und fünfzig Kosaken und schicken Sie mich aus, die Festung Belogorskaja zu säubern."
Der General sah mich scharf an, wohl weil er glaubte, ich wäre verrückt geworden — worin er beinahe recht hatte.
„Wie meinst du? Die Festung Belogorskaja säubern?" sagte er endlich.
„Ich bürge Ihnen für den Erfolg", antwortete ich leidenschaftlich, „lassen Sie mich nur ziehen."
„Nein, junger Mann", sagte er kopfschüttelnd, „auf einer so großen Entfernung wäre es dem Feind ein leichtes, euch von der Kommunikation mit dem strategischen Zentrum abzuschneiden und euch völlig zu schlagen. Die Unterbrechung der Kommunikation..."
Ich erschrak, als ich ihn in militärische Betrachtungen vertieft sah, und beeilte mich, ihn zu unterbrechen.
„Die Tochter des Hauptmanns Mironow", sagte ich, „hat mir einen Brief geschrieben; sie bittet um Hilfe; Schwabrin will sie zur Ehe zwingen."
„Wirklich? Oh, dieser Schwabrin ist ein ganz arger Schlingel, und wenn er mir in die Finger gerät, so lasse ich ihn in vierundzwanzig Stunden aburteilen, und wir füsilieren ihn auf dem Festungswall! Vorläufig aber muß man sich in Geduld fassen..."
„Geduld!" rief ich außer mir, „und inzwischen heiratet er Maria Iwanowna!"
„Oh!" erwiderte der General, „das ist noch nicht so schlimm. Mag sie doch inzwischen Schwabrins Frau werden; er kann ihr jetzt Protektion erweisen, und wenn wir ihn füsiliert haben, werden sich mit Gottes Hilfe schon Freier finden. Eine hübsche Witwe bleibt nicht alte Jungfer; das heißt, ich wollte sagen, daß eine Witwe eher einen Mann findet, als eine Jungfer."
„Eher sterb' ich", sagte ich wütend, „als daß ich sie Schwabrin überlasse!"
„Bah, bah, bah!" sagte der Alte, „jetzt verstehe ich. Du bist, scheint's, verliebt in Maria Iwanowna. Ja, das ist was

anderes! Armer Junge! Ich kann dir aber trotzdem keine Kompanie Soldaten nebst fünfzig Kosaken geben. Diese Expedition wäre unvernünftig; ich kann die Verantwortung dafür nicht übernehmen."
Ich senkte den Kopf; Verzweiflung packte mich. Plötzlich fuhr mir ein Gedanke durch den Kopf: worin er bestand, soll der Leser aus dem folgenden Kapitel erfahren, wie es bei den alten Romanschreibern heißt.

Elftes Kapitel

DIE REBELLENVORSTADT

> Der sonst so grimmige Leu war an dem Tage satt.
> „Was ist es, das zu mir dich hergeführet hat?"
> Sprach er voll Freundlichkeit.
>
> *Sumarokow*

Ich verließ den General und eilte in meine Wohnung. Saweljitsch empfing mich mit seinen üblichen Ermahnungen.
„Was hast du davon, Herr, dich mit den betrunkenen Räubern abzugeben! Schickt sich das für vornehme Leute? Das Glück hat seine Launen; um nichts und wieder nichts kannst du ums Leben kommen. Ja, wenn's noch gegen den Türken oder Schweden ginge — aber dieses Pack? Man versündigt sich ja, wenn man's bei seinem wahren Namen nennt."
Ich unterbrach seinen Sermon mit der Frage, wieviel Geld ich noch im ganzen besäße.
„Es ist genug da", antwortete er mit zufriedenem Gesicht, „so viel die Schufte auch herumgesucht haben, ich habe noch Zeit gehabt, es zu verstecken." Und mit diesen Worten zog er einen langen gestrickten Beutel aus der Tasche, der ganz mit Silbermünzen angefüllt war.
„Nun, Saweljitsch", sagte ich zu ihm, „gib mir jetzt die Hälfte; den Rest magst du für dich behalten. Ich will nach der Festung Belogorskaja."
„Väterchen, Peter Andrejewitsch", sagte der gute Wärter

mit zitternder Stimme, „du sollst Gott nicht versuchen! Wie kannst du zu dieser Zeit reisen, wo die Räuber alle Wege versperrt haben! Habe doch Mitleid mit deinen Eltern, wenn du auch an dich selbst nicht denkst. Wo willst du hin? Wozu? Warte noch ein wenig; es muß ja bald Militär kommen und der Schufte habhaft werden; dann magst du reisen, wohin du willst."

Aber mein Entschluß stand fest.

„Du kommst mit deinen weisen Lehren zu spät", sagte ich. „Ich muß hin, ich kann nicht anders. Sei nicht traurig, Saweljitsch: Gott ist gnädig, wir sehen uns schon wieder. Aber geniere dich nicht und sei nicht geizig. Kaufe dir, was du brauchst, und wenn du dreifache Preise zu zahlen hättest. Ich schenke dir dieses Geld. Wenn ich nach drei Tagen nicht wieder da bin..."

„Was redest du, Herr?" unterbrach mich Saweljitsch. „Ich soll dich allein lassen? Das darf dir auch im Traum nicht einfallen! Hast du wirklich beschlossen hinzufahren, so folge ich dir nach — wenn's sein muß, auch zu Fuß; aber verlassen tu' ich dich nicht. Ich soll hier ohne dich hinter steinernen Mauern sitzen! Hab' ich denn den Verstand verloren? Mach, was du willst, Herr, aber ich weiche nicht von dir."

Ich wußte, daß mit Saweljitsch nicht zu streiten war, und erlaubte ihm, die Reisevorbereitungen zu treffen. Nach einer halben Stunde saß ich schon auf meinem guten Pferde und Saweljitsch auf einem mageren, lahmen Klepper, den ihm einer der Stadtbewohner kostenlos überlassen hatte, weil er ihn nicht mehr füttern konnte. Wir erreichten das Stadttor. Die Wachen ließen uns passieren; wir verließen Orenburg.

Der Abend dämmerte. Mein Weg führte an der Vorstadt Berda vorbei, die von Pugatschows Leuten besetzt war. Die gerade Straße war vom Schnee verweht; aber die Steppe war von Pferdespuren bedeckt, die sich täglich erneuerten. Ich ritt in schnellem Trab. Saweljitsch blieb weit hinter mir zurück und rief immer wieder:

„Nicht so schnell, Herr, um Gottes willen, nicht so schnell! Mein verdammter Gaul kann mit deinem langbeinigen Teufel nicht Schritt halten. Was eilst du so? Wär's noch zu einem Fest, aber so kommst du am Ende auf den Henkersblock... Peter Andrejewitsch... Väterchen, Peter Andrejewitsch!... Herr Gott im Himmel, der Junker richtet sich zugrunde!"

Bald flammten die Lichter der Vorstadt auf. Wir näherten uns den Schluchten, die den natürlichen Schutz der Vorstadt bildeten. Saweljitsch ritt unentwegt hinter mir her, ohne seine kläglichen Bitten einzustellen. Ich hoffte, unbemerkt um die Vorstadt herumzukommen. Da tauchten in der Dämmerung plötzlich fünf mit Knüppeln bewaffnete Kerle dicht vor mir auf — es waren die Vorposten des Pugatschowschen Lagers. Sie riefen uns an. Da ich die Parole nicht kannte, wollte ich schweigend an ihnen vorbeireiten, doch sie umringten mich sofort und einer von ihnen packte mein Pferd am Zügel. Ich zog den Säbel und schlug den Mann auf den Kopf; die Mütze rettete ihn, aber er wankte und ließ den Zügel los. Die andern erschraken und liefen davon; ich benutzte diesen Augenblick, gab dem Pferd die Sporen und sprengte davon.

Die Finsternis der anbrechenden Nacht hätte mich aus jeder Gefahr retten können, doch als ich mich umsah, bemerkte ich plötzlich, daß Saweljitsch mir nicht mehr folgte. Der arme Alte hatte auf seinem lahmen Gaul vor den Räubern nicht fliehen können. Was sollte ich machen? Nachdem ich einige Minuten auf ihn gewartet und mich überzeugt hatte, daß er festgehalten worden war, machte ich kehrt und ritt zurück, um ihn zu befreien.

Als ich mich der Schlucht näherte, hörte ich Lärm und Geschrei. Ich erkannte die Stimme meines Saweljitsch. Ich ritt schneller und fand mich bald unter den Wachen, die mich vorhin angehalten hatten. Saweljitsch stand mitten unter ihnen. Sie hatten den Alten vom Pferde gerissen und wollten ihn eben binden. Mein Erscheinen erfreute sie sehr. Schweigend warfen sie sich auf mich und hatten mich im

Nu vom Pferde gezogen. Einer von ihnen, wohl der Anführer, meldete uns, daß er uns sofort zum Zaren führen werde.

„Unser Väterchen", fügte er hinzu, „mag dann befehlen, ob ihr gleich gehenkt werden sollt, oder ob wir bis zum Aufgang von Gottes lieber Sonne warten sollen."

Ich widersetzte mich nicht. Saweljitsch folgte meinem Beispiel, und die Wachen führten uns im Triumph fort.

Wir kletterten durch die Schlucht und betraten die Vorstadt. In allen Häusern war Licht. Überall hörte man Lärm und Geschrei. Auf der Straße sah ich eine Menge Volkes; aber niemand bemerkte uns im Dunkeln, niemand erkannte in mir den Orenburger Offizier. Man führte uns geradeswegs zu einem Hause, das an einer Straßenkreuzung stand. Vor dem Tor standen mehrere Weinfässer und zwei Geschütze.

„Da ist der Palast", sagte einer der Leute, „wir werden euch gleich melden."

Er ging hinein. Ich sah mich nach Saweljitsch um: der Alte murmelte ein Gebet vor sich hin und bekreuzigte sich. Ich mußte lange warten; endlich kam der Mann zurück und sagte zu mir:

„Komm, unser Väterchen hat befohlen, den Offizier einzulassen."

Ich trat in die Hütte oder den Palast, wie die Bauern sagten. Sie war von zwei Talglichtern beleuchtet, die Wände mit Goldpapier beklebt; die Bänke, der Tisch, das an einem Bindfaden hängende Waschgeschirr, das Handtuch am Nagel, die Ofengabel in der Ecke, das breite, mit Töpfen besetzte Wandbrett waren übrigens ganz so wie in jedem Bauernhaus. Pugatschow saß unter den Heiligenbildern, in rotem Kaftan und hoher Mütze, die Hände stolz in die Seiten gestemmt. Neben ihm standen einige seiner Hauptkomplizen, deren Gesichter tiefe Ergebenheit heuchelten. Augenscheinlich hatte die Nachricht von der Ankunft eines Offiziers aus Orenburg die Rebellen sehr neugierig gemacht, und sie waren bereit, mich möglichst feierlich zu emp-

fangen. Pugatschow erkannte mich auf den ersten Blick. Seine gemachte Würde verschwand sofort.
„Ah! Euer Wohlgeboren!" sagte er lebhaft. „Wie geht's? Was führt dich her?"
Ich erwiderte, ich wäre in eigenen Angelegenheiten unterwegs und von seinen Leuten festgehalten worden.
„Was sind das für Angelegenheiten?" fragte er.
Ich wußte nicht, was ich antworten sollte. Pugatschow nahm an, daß ich vor Zeugen nicht reden wollte, wandte sich an seine Genossen und befahl ihnen hinauszugehen. Alle gehorchten bis auf zwei, die sich nicht vom Platz rührten.
„Vor ihnen kannst du ruhig sprechen", sagte Pugatschow zu mir, „ich habe vor den beiden keine Geheimnisse."
Ich sah die Vertrauten des Usurpators von der Seite an. Einer, ein kleiner, zusammengekrümmter alter Mann mit grauem Bärtchen hatte nichts Bemerkenswertes an sich außer dem blauen Band, das er über seinem grauen Bauernkittel über die Schulter gelegt hatte. Nie aber werde ich seinen Genossen vergessen. Er war hoch von Wuchs, beleibt und breitschultrig, und schien mir etwa 45 Jahre alt zu sein. Der dichte rote Bart, die Nase ohne Nasenlöcher und die roten Flecke auf Stirn und Backen verliehen seinem breiten pockennarbigen Gesicht einen Ausdruck, der sich nicht beschreiben läßt. Er hatte ein rotes Hemd an, darüber einen kirgisischen Kaftan und breite Kosakenhosen. Der eine war, wie ich später erfuhr, der desertierte Korporal Beloborodow, der andere — Afanasij Sokolow, genannt Chlopuscha, ein deportierter Verbrecher, der dreimal aus den sibirischen Bergwerken geflohen war. Trotz der leidenschaftlichen Empfindung, die mich ganz gefangennahm, fesselte die Gesellschaft, in die ich so unvermutet geraten war, meine Einbildungskraft ungemein. Aber Pugatschow brachte mich durch seine Frage wieder zu sich:
„Nun sag mal, weswegen bist du aus Orenburg weggegangen?"
Ein seltsamer Gedanke schoß mir durch den Kopf: es war mir, als wolle die Vorsehung, die mich zum zweitenmal zu

Pugatschow gebracht hatte, mir Gelegenheit geben, meine Absicht auszuführen. Ich beschloß, sie zu benutzen, und ohne noch recht überlegt zu haben, was dieser Entschluß bedeutete, antwortete ich Pugatschow auf seine Frage:
„Ich wollte nach der Festung Belogorskaja, einer Waise helfen, die dort mißhandelt wird."
Pugatschows Augen blitzten.
„Wer von meinen Leuten wagt es, eine Waise zu kränken?" schrie er. „Mag seine Stirn sieben Spannen breit sein, er entgeht meinem Gerichte nicht. Sag mir, wer ist der Schuldige?"
„Schwabrin ist's", erwiderte ich, „er hält jenes Mädchen gefangen, das du krank bei der Popenfrau gesehen hast, und will es mit Gewalt zu seiner Frau machen."
„Ich will ihn lehren!" sagte Pugatschow zornig. „Er soll sehen, was es heißt, die Leute tyrannisieren und kränken. Ich lasse ihn hängen!"
„Gestatte mir ein Wort", sagte Chlopuscha mit heiserer Stimme. „Du hattest dich übereilt, als du Schwabrin zum Kommandanten der Festung machtest, und nun willst du ihn ebenso übereilt hängen. Du hast schon die Kosaken gekränkt, als du ihnen einen Adligen zum Vorgesetzten machtest; verärgere jetzt nicht auch die Edelleute, indem du sie auf die erste beste Anzeige hin töten läßt."
„Sie verdienen weder Mitleid noch Gnade", sagte der Alte mit dem blauen Bande. „Wenn Schwabrin gehenkt wird, ist's kein Unglück; aber man sollte auch den Herrn Offizier gründlich ausfragen: was hat den Herrn hierher geführt? Wenn er dich nicht als Zaren anerkennt, so hat er dich auch nicht um Beistand zu bitten; erkennt er dich aber an — warum hat er dann bis heute bei deinen Feinden in Orenburg gesessen? Sollen wir ihn nicht nach der Schreibstube führen und dort ein Feuerchen anzünden: mich dünkt, seine Gnaden sind als Spion von den Orenburger Kommandeuren hergeschickt worden."
Die Logik des alten Bösewichts schien mir recht überzeugend. Es überlief mich kalt bei dem Gedanken, in wessen

Händen ich mich befand. Pugatschow bemerkte meine Verwirrung.

„He, Euer Wohlgeboren?“ sagte er und zwinkerte mit den Augen. „Mein Feldmarschall redet gar nicht so dumm. Was meinst du?“

Pugatschows Spott gab mir meine Fassung wieder. Ich antwortete ruhig, ich befände mich in seiner Gewalt und er könne mit mir machen, was er wolle.

„Gut“, sagte Pugatschow, „nun erzähle mal, wie sieht's in eurer Stadt aus?“

„Gott sei Dank“, sagte ich, „alles steht gut.“

„Gut?“ wiederholte Pugatschow, „und die Leute sterben vor Hunger.“

Der Usurpator sprach die Wahrheit; aber ich behauptete, meinem Diensteid getreu, das wären alles leere Gerüchte und in Orenburg gäbe es Vorräte genug.

„Du siehst“, fiel der Alte ein, „daß er dir ins Gesicht lügt. Alle Überläufer berichten einstimmig, in Orenburg herrsche Hungersnot und Pestilenz, man nähre sich dort von Aas und rechne sich das noch zur Ehre an. Seine Gnaden aber behaupten, sie hätten von allem genug. Willst du Schwabrin hängen, so hänge an denselben Galgen auch diesen Burschen, dann kann keiner neidisch sein.“

Die Worte des verruchten Greises schienen Pugatschow schwankend zu machen. Glücklicherweise begann nun Chlopuscha seinem Genossen zu widersprechen.

„Laß doch, Naumytsch“, sagte er zu ihm, „du denkst nur immer ans Würgen und Schlachten. Was bist du für ein Recke? Wenn man dich ansieht, meint man, du machtest es keinen Tag mehr! Schielst selbst nach dem Grabe und willst andere Leute umbringen. Hast du nicht genug Blut auf dem Gewissen?“

„Was bist du denn für ein Heiliger?“ erwiderte Beloborodow, „wo kommt bei dir auf einmal das Mitleid her?“

„Gewiß“, entgegnete Chlopuscha, „ich bin auch ein Sünder und dieser Arm“ — hier ballte er die knochige Faust, schob den Ärmel zurück und zeigte den behaarten Arm —

„dieser Arm hat viel Christenblut vergossen. Aber ich tötete den Feind und nicht den Gast; auf freiem Kreuzweg und im dunkeln Wald, nicht daheim hinterm Ofen; mit Keule und Knüppel, aber nicht mit Weibertratsch."
Der Alte wandte sich ab und brummte: „Zerrissene Nasenlöcher!"
„Was murmelst du da, alter Teufel?" schrie Chlopuscha. „Ich will dir die ‚zerrissenen Nasenlöcher' schon heimzahlen; warte nur, deine Zeit kommt noch: so Gott will, riechst du auch mal die Zange... Vorläufig aber sieh zu, daß ich deinen Ziegenbart nicht ausraufe!"
„Meine Herrn Jenerale!" verkündete Pugatschow feierlich, „laßt das Gezänk. Es wär' kein Unglück, wenn alle Örenburger Hunde mit den Beinen unter demselben Querbalken zappelten; schlimm ist's nur, wenn sich unsere Rüden gegenseitig beißen. Na, macht Frieden."
Chlopuscha und Beloborodow sagten kein Wort und sahen sich finster an. Ich hielt es für gut, das Gespräch, das für mich sehr ungünstig enden konnte, auf einen andern Gegenstand zu lenken; ich wandte mich daher zu Pugatschow und sagte in heiterm Ton:
„Ach! Ich vergaß beinahe, für das Pferd und den Pelz zu danken. Ohne deine Gabe wäre ich kaum bis zur Stadt gelangt, sondern unterwegs erfroren."
Meine List gelang. Pugatschows Mienen heiterten sich auf.
„Jede gute Tat verdient ihren Lohn", sagte er zwinkernd und die Augen zusammenkneifend, „nun erzähl mir aber, was geht dich das Mädchen an, das der Schwabrin mißhandelt? Ist es vielleicht dein süßes Liebchen?"
„Sie ist meine Braut", antwortete ich, da ich den günstigen Witterungsumschlag merkte und es nicht mehr für nötig hielt, die Wahrheit zu verheimlichen.
„Deine Braut!" schrie Pugatschow. „Warum hast du mir's nicht gleich gesagt? Da wollen wir doch lustig Hochzeit feiern." Er wandte sich an Beloborodow: „Hör mal, Feldmarschall! Ich und seine Wohlgeboren sind alte Freunde, setzen wir uns zum Abendbrot; über Nacht kommt einem

die Weisheit. Morgen wollen wir zusehen, was wir mit ihm anfangen."

Ich hätte die angebotene Ehre gern zurückgewiesen, aber es war nichts zu machen. Zwei junge Kosakenmädchen, die Töchter des Besitzers der Hütte, deckten den Tisch mit einem weißen Leintuch, brachten Brot, Fischsuppe und einige Kannen mit Branntwein und Bier, und so saß ich nun zum zweitenmal an einem Tisch mit Pugatschow und seinen entsetzlichen Genossen.

Die Orgie, deren unfreiwilliger Zeuge ich sein mußte, währte bis tief in die Nacht. Endlich bezwang der Rausch die Gäste. Pugatschow schlummerte auf seinem Stuhl ein. Seine Genossen erhoben sich und gaben mir durch Zeichen zu verstehen, daß ich mich entfernen solle. Ich ging mit ihnen hinaus. Auf Befehl Chlopuschas führte mich der Posten in das Amtshaus, wo ich auch Saweljitsch fand und wo man uns beide einschloß. Der Alte war über alle Vorgänge so verblüfft, daß er keinerlei Fragen an mich stellte. Er legte sich im Dunkeln nieder, und ich hörte ihn lange stöhnen und seufzen; endlich schnarchte er, während ich mich in Betrachtungen vertiefte, die mich die ganze Nacht hindurch nicht einschlafen ließen.

Am Morgen wurde ich zu Pugatschow gerufen. Ich ging zu ihm hin. Vor seiner Tür stand eine Kibitka mit drei tatarischen Pferden. Das Volk drängte sich auf der Straße. Im Flur traf ich Pugatschow, er war in Reisekleidung, Pelz und kirgisischer Mütze. Seine gestrigen Genossen umringten ihn mit sklavisch ergebenen Gebärden, die zu allem, was ich tags zuvor gesehen hatte, in vollem Widerspruch standen. Pugatschow begrüßte mich heiter und befahl mir, mit ihm in die Kibitka zu steigen. Wir nahmen Platz.

„Nach der Festung Belogorskaja", sagte Pugatschow zu dem breitschultrigen Tataren, der das Dreigespann stehend lenkte.

Mein Herz schlug heftig. Die Pferde zogen an, das Glöckchen ertönte, die Kibitka sauste dahin.

„Halt! Halt!" rief da plötzlich eine mir nur zu gut be-

kannte Stimme, und ich erblickte Saweljitsch, der uns entgegengelaufen kam. Pugatschow ließ halten.
„Väterchen, Peter Andrejewitsch", schrie mein Wärter, „laß mich auf meine alten Tage nicht allein unter diesen Gaun..."
„Ah, alter Narr!" sagte Pugatschow zu ihm, „hat uns Gott noch einmal zusammengeführt. Na, setz dich auf den Bock."
„Danke, Herr, danke, Väterchen!" sagte Saweljitsch, Platz nehmend. „Möge Gott der Herr dich hundert Jahre lang leben lassen, weil du gegen mich alten Mann so gnädig gewesen bist. Mein Lebtag will ich für dich beten, und vom Hasenpelz sag' ich nie mehr ein Wort."
Dieser Hasenpelz hätte Pugatschow ernstlich in Zorn bringen können. Glücklicherweise hatte der Usurpator die unpassende Anspielung entweder nicht gehört oder absichtlich nicht beachtet. Die Pferde liefen weiter; das Volk auf der Straße blieb stehen und neigte sich bis zur Erde. Pugatschow nickte grüßend nach beiden Seiten. Nach einer Minute hatten wir die Vorstadt verlassen und fuhren über die glatte Landstraße.
Man wird sich leicht vorstellen können, was ich in diesem Augenblick empfand. Nach einigen Stunden sollte ich die wiedersehen, die ich schon für mich verloren geglaubt hatte. Ich malte mir den Augenblick der Vereinigung aus... Ich dachte auch an den Mann, in dessen Händen sich mein Schicksal befand und der dank einer seltsamen Verkettung der Ereignisse geheimnisvoll mit mir verbunden zu sein schien. Ich gedachte der leichtsinnigen Grausamkeit, der blutgierigen Gewohnheiten dessen, der sich bereit erklärt hatte, meine Geliebte zu erlösen. Pugatschow wußte nicht, daß sie die Tochter des Hauptmanns Mironow war; der verbitterte Schwabrin konnte ihm alles verraten; Pugatschow konnte die Wahrheit auch auf anderm Wege erfahren... Was würde dann aus Maria Iwanowna werden? Es lief mir eiskalt über den Rücken und meine Haare sträubten sich.

Plötzlich störte mich Pugatschow in meinen Betrachtungen, indem er mich fragte:

„Was grübelst du, Euer Wohlgeboren?"

„Wie soll ich nicht grübeln?" erwiderte ich, „ich bin Offizier und Edelmann; gestern noch habe ich gegen dich gekämpft, und heute sitze ich neben dir in der Kibitka, und das Glück meines ganzen Lebens hängt von dir ab."

„Nun?" fragte Pugatschow. „Dir ist wohl bange?"

Ich erwiderte, daß ich, da er mich schon einmal begnadigt habe, jetzt nicht nur Schonung, sondern auch Beistand von ihm erhoffe.

„Und du hast recht, bei Gott, du hast recht", sagte der Usurpator. „Du sahst ja, daß meine Kerle dich schief anguckten; der Alte bestand sogar noch heute darauf, du seist ein Spion und man müsse dich foltern und aufknüpfen, aber ich hab's ihm nicht geglaubt", fügte er mit gedämpfter Stimme hinzu, um von Saweljitsch und dem Tataren nicht gehört zu werden, „denn ich habe dein Glas Branntwein und den Hasenpelz nicht vergessen. Du siehst also, daß ich gar kein solcher Blutsauger bin, wie eure Leute von mir behaupten."

Ich dachte an die Einnahme der Festung Belogorskaja, aber ich hielt es für überflüssig, ihm zu widersprechen und sagte kein Wort.

„Was sagt man von mir in Orenburg?" fragte Pugatschow nach kurzem Schweigen.

„Man sagt, es sei nicht so leicht mit dir fertig zu werden. Es läßt sich nicht leugnen — du machst einem zu schaffen."

Das Gesicht des Usurpators strahlte vor Selbstzufriedenheit.

„Ja", sagte er heiter, „ich bin ein tüchtiger Kriegsmann. Weiß man bei euch in Orenburg etwas von der Schlacht bei Jusejewa? Vierzig Jenerale sind gefallen, vier Armeen gefangen. Was meinst du: könnte der König von Preußen sich mit mir messen?"

Die Prahlerei des Räubers amüsierte mich.

„Was denkst du denn selber?" sagte ich zu ihm, „könntest du mit Friedrich fertig werden?"

„Mit Feodor Feodorowitsch? Warum denn nicht? Mit euren Jeneralen werde ich noch fertig — und sie haben ihn geschlagen. Bisher war das Glück mit meinen Waffen. Laß mir nur Zeit! Wenn's erst auf Moskau losgeht, dann sollt ihr was erleben!"

„Du denkst wirklich gegen Moskau zu marschieren?"

Der Rebell sann einen Augenblick nach und sagte dann halblaut:

„Gott mag es wissen. Meine Straße ist eng; ich habe wenig Freiheit. Meine Jungens wollen immer die Klugen spielen. Sie sind Gauner. Ich muß scharf aufpassen: beim ersten Mißgeschick kaufen sie ihre Hälse mit meinem Kopf frei."

„Siehst du wohl", sagte ich zu Pugatschow, „wäre es da nicht besser, du gingst selber fort, so lang es noch Zeit ist, und riefest die Gnade der Kaiserin an?"

Pugatschow lachte bitter.

„Nein", erwiderte er, „zum Bußetun ist es zu spät. Für mich gibt es keine Begnadigung. Ich muß weiterführen, was ich angefangen habe. Und wer kann's wissen? Vielleicht gelingt mir's! Grischka Otrepjew hat doch als Zar in Moskau geherrscht."

„Weißt du aber, wie er geendet hat? Man warf ihn aus dem Fenster, erschlug ihn, verbrannte seinen Leichnam, lud eine Kanone mit der Asche und schoß sie in die Luft."

„Höre", sagte Pugatschow in einer seltsamen wilden Begeisterung, „ich will dir ein Märchen erzählen, das ich als Kind von einem alten Kalmückenweib gehört habe. Einmal fragte der Adler den Raben: ‚Sage mir, Rabe, warum lebst du auf dieser Welt dreihundert Jahre, und ich bring's nur auf dreiunddreißig?' — ‚Das kommt daher, Freund', erwiderte der Rabe, ‚daß du frisches Blut trinkst, während ich mich vom Aas nähre.' Der Adler dachte: ‚Ich will's doch versuchen, mich auf dieselbe Art zu nähren.' Schön. Der Adler und der Rabe flogen weiter. Da sahen sie ein gefallenes Pferd, ließen sich nieder und setzten sich darauf. Der Rabe fing an zu fressen und war des Lobes voll. Der Adler hackte einmal hinein und noch einmal, dann breitete

er die Flügel aus und sagte zum Raben: ‚Nein, Bruder Rabe. Statt daß ich mich dreihundert Jahre vom Aas nähre, trink' ich mich lieber einmal an lebendigem Blute satt; und weiter mag es kommen, wie's Gott gefällt.' Wie gefällt dir das Kalmückenmärchen?"

„Nicht übel", erwiderte ich, „aber von Mord und Raub leben heißt meiner Ansicht nach sich von Aas nähren."

Pugatschow sah mich erstaunt an und gab keine Antwort. Wir schwiegen beide, jeder in seine Gedanken versunken. Der Tatar stimmte ein wehmütiges Lied an. Saweljitsch schwankte im Halbschlaf auf dem Bock hin und her. Die Kibitka sauste über die glatte Winterstraße dahin... Plötzlich erblickte ich am steilen Ufer des Jaik ein Dorf mit einem Lattenzaun und einem Glockenturm — und eine Viertelstunde später fuhren wir in die Festung ein.

Zwölftes Kapitel

DIE WAISE

Unser schöner Apfelbaum
Hat keinen Gipfel, keine Zweiglein.
Unser armes Fürstenkind
Hat keinen Vater, kein Mütterlein.
Wer soll ihm den Segen geben,
Wer ihm nähen das Hochzeitskleid?

Hochzeitslied

Die Kibitka hielt vor dem Hause des Kommandanten. Das Volk hatte das Glöckchen Pugatschows erkannt und lief in Scharen hinter uns her. Schwabrin empfing den Usurpator auf der Schwelle. Er war als Kosak gekleidet und hatte sich den Bart wachsen lassen. Der Verräter half Pugatschow aus dem Wagen und versicherte ihn in unterwürfigen Worten seiner Freude und seines Diensteifers. Als er mich erblickte, geriet er in Verlegenheit, fand sich aber bald, streckte mir die Hand entgegen und sagte:

„Du gehörst nun auch zu uns? Das hättest du längst tun sollen."
Ich kehrte ihm den Rücken und antwortete nicht.
Das Herz tat mir weh, als wir in das wohlbekannte Zimmer traten, an dessen Wand noch das Diplom des hingemordeten Kommandanten hing — ein trauriges Epitaph der vergangenen Zeit. Pugatschow setzte sich auf das Sofa, auf dem sonst Iwan Kusmitsch, durch das Brummen seiner Gattin eingeschläfert, sanft vor sich hingedöst hatte. Schwabrin kredenzte dem Usurpator selbst den Branntwein. Pugatschow leerte ein Glas und sagte, indem er auf mich zeigte:
„Bewirte auch Seine Wohlgeboren."
Schwabrin kam mit seinem Tablett auf mich zu, aber ich wandte mich zum zweitenmal von ihm ab. Er schien sehr verstört. Er war schlau genug, zu erraten, daß Pugatschow mit ihm unzufrieden war. Er hatte Angst vor ihm und sah mich mit Mißtrauen an. Pugatschow erkundigte sich nach dem Zustand der Festung, nach den Gerüchten über die feindlichen Truppen — und dann fragte er plötzlich ganz unvermittelt:
„Sag mal, Bruder, was für ein Mädchen hältst du eigentlich gefangen? Zeig sie mir doch mal."
Schwabrin wurde totenbleich.
„Herr", sagte er mit zitternder Stimme, „Herr, sie ist nicht gefangen... sie ist krank... sie liegt oben in der Mansardenstube."
„Führe mich zu ihr", sagte der Usurpator und stand auf.
Ausreden waren unmöglich. Schwabrin führte Pugatschow in das Zimmer Maria Iwanownas. Ich folgte ihnen.
Auf der Treppe blieb Schwabrin stehen.
„Herr", sagte er, „Sie haben die Macht, alles von mir zu verlangen, was Ihnen gutdünkt; aber gestatten Sie nicht, daß ein Fremder in das Schlafzimmer meiner Frau tritt."
Ich fuhr zusammen.
„So bist du vermählt!" sagte ich zu Schwabrin, bereit, ihn in Stücke zu zerreißen.

„Still!“ unterbrach mich Pugatschow, „das ist meine Sache. Und du“, fuhr er fort, zu Schwabrin gewandt, „mach mir nichts vor. Ob sie deine Frau ist oder nicht — ich führe zu ihr, wen ich will. Euer Wohlgeboren, du gehst mit mir.“

Vor der Tür des Zimmers blieb Schwabrin noch einmal stehen und sagte mit stockender Stimme:

„Herr, ich mache Sie darauf aufmerksam, daß sie im Fieber liegt und seit drei Tagen ununterbrochen phantasiert.“

„Aufgemacht!“ sagte Pugatschow.

Schwabrin suchte in seinen Taschen und erklärte endlich, er hätte den Schlüssel nicht mitgenommen. Pugatschow stieß mit dem Fuß kräftig gegen die Tür; das Schloß sprang auf, die Tür ging auf und wir traten ein.

Ich warf einen Blick ins Zimmer und war starr. Auf dem Fußboden, in einem zerlumpten Bauernkleide, saß Maria Iwanowna, bleich, abgemagert, mit zerzaustem Haar. Vor ihr stand ein Krug mit Wasser, mit einer Scheibe Brot zugedeckt. Als sie mich sah, zuckte sie zusammen und schrie auf. Was in dem Augenblick in meiner Seele vorging, weiß ich nicht mehr.

Pugatschow sah Schwabrin an und sagte mit bittrem Lachen:

„Ein schönes Lazarett!“ Dann ging er auf Maria Iwanowna zu. „Sag mir, Schätzchen, wofür straft dein Mann dich so? Was hast du ihm angetan?“

„Mein Mann!“ wiederholte sie. „Er ist nicht mein Mann! Nie werde ich seine Gattin. Ich bin entschlossen, eher zu sterben, und ich werde sterben, wenn man mich nicht befreit.“

Pugatschow sah Schwabrin finster an.

„Und du wagst es, mich zu betrügen?“ sagte er zu ihm, „weißt du, was du verdienst, Taugenichts?“

Schwabrin fiel auf die Knie. In diesem Augenblick erstickte die Verachtung in mir alle Gefühle des Hasses und Zornes. Mit Ekel sah ich auf den Edelmann, der sich zu Füßen des entlaufenen Kosaken wälzte. Pugatschow wurde milde.

„Für diesmal begnadige ich dich“, sagte er zu Schwabrin,

„aber wisse, daß beim nächsten Vergehen dir auch dieses mit angerechnet werden soll."
Dann wandte er sich zu Maria Iwanowna und sagte freundlich:
„Komm heraus, schönes Mädchen. Ich schenke dir die Freiheit. Ich bin der Zar."
Maria Iwanowna warf einen schnellen Blick auf ihn und erriet, daß sie den Mörder ihrer Eltern vor sich hatte. Sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und brach ohnmächtig zusammen. Ich stürzte zu ihr. Aber im selben Augenblick hatte sich meine alte Bekannte Palaschka äußerst verwegen ins Zimmer geschlichen und nahm sich ihres Fräuleins an. Pugatschow ging hinaus und wir begaben uns zu dritt ins Wohnzimmer.
„Nun, Euer Wohlgeboren?" sagte Pugatschow, „das schöne Mädchen wäre befreit! Was meinst du, sollen wir jetzt nicht nach dem Popen schicken, und ihm befehlen, daß er seine Nichte traut? Ich mache den Brautvater, Schwabrin den Freiwerber, wir trinken und zechen in guter Ruh und schließen das Tor bis morgen zu."
Was ich befürchtet hatte, geschah nun. Pugatschows Vorschlag brachte Schwabrin außer sich.
„Herr!" sagte er in rasender Wut, „ich bin schuldig, ich habe Sie belogen, aber Grinew belügt Sie auch. Dieses Mädchen ist nicht die Nichte des hiesigen Pfarrers, sie ist die Tochter des Iwan Mironow, der bei der Einnahme dieser Festung hingerichtet wurde."
Pugatschow richtete sein Feuerauge auf mich.
„Was ist denn das wieder?" fragte er verwundert.
„Schwabrin hat dir die Wahrheit gesagt", erwiderte ich fest.
„Du hattest mir das nicht gesagt", bemerkte Pugatschow, dessen Gesicht sich verfinsterte.
„Überlege doch selbst", antwortete ich ihm, „konnte ich denn in Gegenwart deiner Leute sagen, daß die Tochter Mironows am Leben sei? Sie hätten sie in Stücke zerrissen. Nichts hätte sie retten können."

„Auch wahr", sagte Pugatschow lachend, „meine Saufbrüder hätten das arme Mädchen nicht verschont. Die Gevatterin hat gut getan, sie zu betrügen."

„Höre", fuhr ich fort, da ich seine gute Laune sah, „wie ich dich nennen soll, weiß ich nicht und will es auch nicht wissen... Aber Gott ist mein Zeuge, daß ich dir gern mit meinem Leben bezahlen würde, was du für mich getan hast. Verlange nur nichts vor mir, was wider meine Ehre und mein christliches Gewissen geht. Du bist mein Wohltäter. So bring denn zu Ende, was du begonnen hast: laß mich mit der armen Waise den Weg ziehen, den Gott uns zeigen wird. Wir aber — wo du auch sein mögest und was auch mit dir geschehen möge — werden jeden Tag zu Gott flehen um die Rettung deiner sündigen Seele."

Pugatschows hartes Herz schien gerührt.

„Mag es so sein, wie du's haben willst", sagte er. „Straf' ich, so straf' ich hart, bin ich gnädig, so bin ich's ohne Vorbehalt — so ist's bei mir Brauch. Nimm deine Schöne, bring sie, wohin du willst, und Gott gebe euch alles Gute."

Nun wandte er sich zu Schwabrin und befahl ihm, mir einen Passierschein für alle ihm unterstehenden Festungen und Grenzsperren auszustellen. Schwabrin war ganz gebrochen; er stand da, wie zu Eis erstarrt. Pugatschow ging die Festung besichtigen. Schwabrin begleitete ihn. Ich blieb zurück unter dem Vorwande, daß ich mich zur Abreise bereiten müßte.

Ich lief ins Mansardenzimmer hinauf. Die Tür war verschlossen. Ich klopfte an.

„Wer da?" fragte Palaschka.

Ich nannte meinen Namen. Die liebe Stimme Maria Iwanownas ertönte von innen:

„Warten Sie etwas, Peter Andrejewitsch. Ich kleide mich um. Gehen Sie zu Akulina Pamfilowna. Ich komme gleich dorthin."

Ich gehorchte und ging in das Haus des Vaters Gerasim. Er und seine Frau kamen mir entgegengelaufen. Saweljitsch hatte sie schon vorbereitet.

„Guten Tag, Peter Andrejewitsch", sagte die Popenfrau, „also hat uns Gott doch noch einmal zusammengeführt. Wie geht es? Wir haben täglich Ihrer gedacht. Und was hat Maria Iwanowna in Ihrer Abwesenheit ausstehen müssen, das arme Täubchen!... Sagen Sie doch, Väterchen, wie haben Sie sich mit dem Pugatschow so gut zu stellen gewußt? Wie hat er Sie nicht abgemurkst! Gott lohn's dem Bösewicht."

„Hör auf, Alte", fiel ihr der Pope ins Wort, „schwatz nicht alles aus, was du weißt. Das viele Reden ist vom Übel. Väterchen, Peter Andrejewitsch! Treten Sie ein, seien Sie herzlich willkommen! Lange, lange haben wir uns nicht gesehen!"

Die Popenfrau setzte mir vor, was sie hatte, und redete unterdessen in einem fort. Sie erzählte mir, wie Schwabrin sie gezwungen habe, Maria Iwanowna ihm auszuliefern; wie Maria Iwanowna geweint und nicht von ihnen fort gewollt hätte; wie sie durch Palaschka — „ein aufgewecktes Mädel, das auch den Uriadnik nach ihrer Pfeife tanzen läßt" — in steter Verbindung mit ihr geblieben wäre; wie sie Maria Iwanowna geraten hätten, mir zu schreiben usw. Ich berichtete dann auch in Kürze von meinen Erlebnissen. Der Pope und die Frau bekreuzigten sich, als sie hörten, daß ihr Betrug Pugatschow bekanntgeworden wäre.

„Gott sei uns gnädig!" sagte Akulina Pamfilowna. „Möge er die Wolke vorüberziehen lassen. Na, und Alexej Iwanowitsch, das ist ein Kerl! Der Herr behüt uns in Gnaden."

In diesem Augenblick ging die Tür auf, und Maria Iwanowna trat ein, ein Lächeln auf dem bleichen Antlitz. Sie hatte ihr Bauerngewand abgelegt und war gekleidet, wie früher auch schon, schlicht und nett.

Ich faßte ihre Hand und konnte lange kein Wort hervorbringen. Wir schwiegen beide aus der Überfülle unserer Herzen. Unsere Wirte merkten, daß wir jetzt nichts für sie übrig hatten, und ließen uns allein. Alles war vergessen. Wir fingen an zu reden und konnten kein Ende finden. Maria Iwanowna erzählte mir alles, was sie seit der Einnahme

der Festung erlebt hatte; sie schilderte mir das ganze Entsetzen ihrer Lage, alle Martern, mit denen sie der arge Schwabrin gepeinigt hatte. Wir gedachten auch der einstigen glücklichen Zeit... Endlich legte ich ihr meine Absichten dar. In der Festung, die Pugatschow untertan war und von Schwabrin regiert wurde, durfte sie nicht bleiben. An Orenburg, das unter allen Nöten der Belagerung zu leiden hatte, war auch nicht zu denken. Sie hatte keinen einzigen Verwandten in der Welt. Ich schlug ihr vor, auf das Gut meiner Eltern zu gehen. Sie schwankte erst: die ihr wohlbekannte Abneigung meines Vaters schreckte sie. Ich beruhigte sie. Ich wußte, daß es mein Vater für ein Glück ansehen und für seine Pflicht halten würde, die Tochter eines verdienten, für das Vaterland gestorbenen Kriegsmannes bei sich aufzunehmen.

„Liebe Maria Iwanowna", sagte ich endlich, „ich sehe dich als meine Gattin an. Wunderbare Ereignisse haben uns unlösbar aneinandergebunden; nichts auf der Welt kann uns trennen."

Maria Iwanowna hörte mich ruhig an, ohne geheuchelte Verlegenheit, ohne gewundene Ausreden. Sie fühlte, daß ihr Schicksal von dem meinen nicht mehr zu trennen war. Aber sie wiederholte, sie könne nicht anders meine Frau werden, als mit Einwilligung meiner Eltern. Ich widersprach ihr nicht. Wir küßten uns heiß und innig — und so war zwischen uns alles entschieden.

Nach einer Stunde brachte der Uriadnik mir den Passierschein, unter den Pugatschow seine Krakelfüße gesetzt hatte, und teilte mir mit, daß der Rebell mich noch einmal sehen wolle. Ich fand ihn reisefertig. Ich vermag es nicht zu sagen, was ich empfand, als ich von diesem furchtbaren Menschen Abschied nahm, der sich allen gegenüber als Ungeheuer und Bösewicht gezeigt hatte, nur gegen mich nicht. Warum soll ich nicht die Wahrheit sagen? In diesem Augenblick zog mich ein starkes Sympathiegefühl zu ihm. Ich hatte den glühenden Wunsch, ihn aus der Gesellschaft von Bösewichtern, an deren Spitze er stand, zu entführen,

und sein verfemtes Haupt zu retten, solange es noch Zeit war. Schwabrin und die Leute, die sich um ihn drängten, verhinderten mich, alles auszusprechen, was mein Herz erfüllte.
Wir schieden in guter Freundschaft. Als Pugatschow Akulina Pamfilowna in der Menge bemerkte, drohte er ihr mit dem Finger und zwinkerte bedeutsam; dann setzte er sich in die Kibitka, befahl, daß man ihn nach Berda fahre, und als die Pferde anzogen, steckte er den Kopf noch einmal aus dem Wagenfenster heraus und rief mir zu:
„Leb wohl, Euer Wohlgeboren! Vielleicht sehen wir uns noch einmal!"
Wir sahen uns wirklich noch einmal — aber unter welchen Umständen!
Pugatschow war fort. Ich starrte noch lange in die weiße Steppe hinaus, durch die sein Dreigespann zog. Das Volk verlief sich. Schwabrin war verschwunden. Ich kehrte in das Haus des Popen zurück. Alles war für unsere Abreise bereit; ich wollte nicht länger zögern. Unser Hab und Gut war auf das alte Fuhrwerk des Kommandanten geladen. Die Kutscher hatten im Nu die Pferde vorgespannt. Maria Iwanowna ging, von den Gräbern ihrer Eltern Abschied nehmen, die sich hinter der Kirche befanden. Ich wollte sie begleiten, aber sie bat mich, sie allein zu lassen. Nach wenigen Minuten kam sie zurück, schweigend, das Gesicht von sanften Tränen genetzt. Der Wagen fuhr vor. Vater Gerasim und seine Frau traten vor das Haus. Wir nahmen zu dritt im Wagen Platz: Maria Iwanowna, Palaschka und ich; Saweljitsch kletterte auf den Bock.
„Leb wohl, Maria Iwanowna, mein Täubchen! Leben Sie wohl, Peter Andrejewitsch, Sie unser lichter Falk", sagte die gute Popenfrau, „glückliche Reise und Gott gebe euch beiden recht viel Glück!"
Wir fuhren ab. Am Fenster des Kommandantenhauses sah ich Schwabrin stehen. Auf seinem Gesicht lag finstere Wut. Ich wollte nicht über den vernichteten Feind triumphieren und blickte nach der andern Seite. Endlich passierten wir das Festungstor und verließen Belogorskaja für immer.

Dreizehntes Kapitel

DIE GEFANGENNAHME

„Verzeihen Sie, mein Herr, allein mir ward befohlen,
Ich muß Sie augenblicks in das Gefängnis holen."
— „Wohlan, ich bin bereit. Doch kann man mir's verwehren,
Daß ich den stritt'gen Fall erst suche zu erklären?"
Kniashnin

Als ich mich so plötzlich mit dem lieben Mädchen wieder vereinigt sah, um das ich mich am Morgen noch so gequält hatte, glaubte ich meinen eigenen Augen nicht und meinte, alles, was ich erlebt hätte, wäre nur ein eitler Traum. Maria Iwanowna blickte in Gedanken bald auf mich, bald auf die Straße hinaus, auch sie schien noch nicht ganz zu sich gekommen zu sein. Wir schwiegen beide. Unsere Herzen waren zu angegriffen. Ohne daß wir's recht gemerkt hätten, waren wir nach zwei Stunden in der nächsten Festung angelangt, die ebenfalls in Pugatschows Gewalt war. Hier wurden die Pferde gewechselt. An der Schnelligkeit, mit der dies geschah, an dem hastigen Diensteifer des bärtigen Kosaken, den Pugatschow als Kommandanten eingesetzt hatte, sah ich, daß man mich dank der Geschwätzigkeit des Kutschers, der uns hierher gebracht hatte, für einen Günstling des Gewalthabers hielt.

Wir fuhren weiter. Der Abend dämmerte. Wir näherten uns dem Städtchen, wo nach der Behauptung des bärtigen Kommandanten ein starker Truppenteil bereit stand, um dem Hauptheer des Usurpators entgegenzugehen. Wir wurden von Wachtposten angehalten. Auf die Frage: „Wer da?" erwiderte der Kutscher mit lauter Stimme: „Der Gevatter des Zaren mit seiner Hausfrau." Plötzlich sahen wir uns von einer Schar grimmig fluchender Husaren umringt.

„Komm heraus, Teufelsgevatter!" sagte mir ein Wachtmeister mit langem Schnauzbart, „das Dampfbad für dich und deine Hausfrau wird schon geheizt."

Ich stieg aus der Kibitka und verlangte, daß die Leute mich zu ihrem Befehlshaber führten. Als sie einen Offizier vor sich sahen, hörten die Soldaten auf zu schimpfen. Der Wachtmeister führte mich zum Major. Saweljitsch wich nicht von mir und brummte vor sich hin: „Da haben wir nun des Zaren Gevatter! Aus dem Regen in die Traufe. Herrgott im Himmel! Wie soll das enden?" Die Kibitka fuhr im Schritt hinter uns.

Nach fünf Minuten gelangten wir zu einem hell erleuchteten Häuschen. Der Wachtmeister ließ mich bei dem Posten stehen und ging hinein, um mich zu melden. Er kehrte sofort zurück und erklärte mir, seine Hochwohlgeboren könnten mich jetzt nicht empfangen, sondern hätten befohlen, mich ins Arresthaus zu bringen und die Hausfrau zu ihm zu führen.

„Was soll das heißen?" schrie ich wütend. „Ist er toll?"

„Das kann ich nicht wissen, Euer Wohlgeboren", erwiderte der Wachtmeister, „aber seine Hochwohlgeboren haben befohlen, Euer Wohlgeboren ins Arresthaus zu bringen, und Ihre Wohlgeboren sollen zu seiner Hochwohlgeboren geführt werden, Euer Wohlgeboren."

Ich stürzte die Treppe hinauf. Die Posten dachten nicht daran, mich aufzuhalten, und ich lief geradeswegs in das Zimmer hinein, in dem sechs Husarenoffiziere am Kartentische saßen. Der Major hielt die Bank. Wie groß war mein Erstaunen, als ich in ihm Iwan Iwanowitsch Surin erkannte, der mir einst im Simbirsker Gasthause hundert Rubel abgewonnen hatte!

„Ist es möglich?" rief ich, „Iwan Iwanowitsch! Du?"

„Bah, bah, bah! Peter Andrejewitsch! Wo kommst du her? Guten Abend, Bruder! Willst du nicht auf eine Karte setzen?"

„Danke schön. Laß mir lieber ein Quartier anweisen."

„Was Quartier? Du wohnst bei mir."

„Ich kann nicht. Ich bin nicht allein."

„Nun, so zeig uns deinen Kameraden!"

„Es ist kein Kamerad, es ist ... eine Dame."

„Eine Dame? Wo hast du sie aufgegabelt? Hehe, Brüderchen!"
Bei diesen Worten pfiff Surin so ausdrucksvoll, daß alle in lautes Gelächter ausbrachen. Ich aber wurde ganz verlegen.
„Nun", fuhr Surin fort, „mag es denn sein. Du sollst Quartier bekommen. Aber es tut mir leid... Wir hätten nach alter Sitte zechen können... He! Bursche! Wo bleibt denn die Gevatterin des Pugatschow? Ist sie am Ende bockig? Sagt ihr, sie brauche sich nicht zu fürchten, der Herr wäre ein feiner Kerl, er würde ihr nichts zu leide tun — und gebt ihr einen ordentlichen Schubs in den Nacken!"
„Was redest du?" sagte ich zu Surin. „Wo hast du deine Gevatterin Pugatschows? Es ist die Tochter des verstorbenen Hauptmanns Mironow. Ich habe sie aus der Gefangenschaft befreit und bringe sie jetzt auf das Gut meines Vaters, wo sie bleiben soll."
„Wie? Also du warst es, den man mir eben meldete? Ja, was bedeutet das denn?"
„Ich erzähle dir später alles. Aber ich bitte dich um Gottes willen, beruhige jetzt das arme Mädchen, das deine Husaren in Todesangst versetzt haben."
Surin traf sofort seine Anordnungen. Er ging selbst auf die Straße hinaus, um sich bei Maria Iwanowna wegen des unfreiwilligen Mißverständnisses zu entschuldigen, und befahl dem Wachtmeister, ihr das beste Quartier in der Stadt anzuweisen. Ich übernachtete bei ihm.
Wir aßen zu Abend, und als wir beide allein geblieben waren, erzählte ich ihm meine Erlebnisse. Surin hörte mir mit großer Aufmerksamkeit zu. Als ich geendet hatte, schüttelte er den Kopf und sagte:
„Sehr schön, Bruder. Nur eins gefällt mir nicht: welcher Teufel heißt dich heiraten? Ich bin ein ehrlicher Offizier, ich will dich nicht betrügen: du kannst mir glauben, heiraten ist Unsinn. Sag bloß, bist du der Mann, dich mit einer Frau zu plagen und Kinder zu warten? Pfeif drauf! Nimm meinen Rat an, schaff dir die Hauptmannstochter

vom Halse! Der Weg nach Simbirsk ist von mir gesäubert und ungefährdet. Schick sie morgen allein zu deinen Eltern und bleibe selbst in meiner Truppe. Nach Orenburg zurückkehren hat keinen Sinn. Fällst du noch einmal in die Hände der Rebellen, kommst du schwerlich wieder frei. So wird die Liebesnarrheit von selbst vergehen, und alles kann gut werden."

Obgleich ich nicht ganz mit ihm einverstanden war, fühlte ich doch, daß die Pflicht der Ehre meine Anwesenheit im Heere der Kaiserin forderte. Ich beschloß Surins Rat zu folgen, Maria Iwanowna zu meinen Eltern zu schicken und bei seinem Detachement zu bleiben.

Saweljitsch kam, mir beim Auskleiden behilflich zu sein. Ich sagte ihm, er müsse morgen bereit sein, mit Maria Iwanowna abzureisen. Er versuchte sich zu widersetzen.

„Was fällt dir ein, Herr? Wie soll ich dich verlassen? Wer soll denn für dich sorgen? Was werden deine Eltern sagen?"

Da ich seine Hartnäckigkeit kannte, versuchte ich ihn durch Freundlichkeit und Offenheit zu überzeugen.

„Mein lieber Freund Archip Saweljitsch", sagte ich zu ihm, „tu es, erweise mir die Wohltat: ich komme ohne Bedienung aus, aber ich finde keine Ruhe, wenn Maria Iwanowna die Reise ohne dich macht. Wenn du ihr dienst, dienst du auch mir, denn ich bin fest entschlossen, sie zu heiraten, sobald die Verhältnisse es gestatten."

Hier schlug Saweljitsch die Hände über dem Kopf zusammen; das Erstaunen, das sich auf seinem Gesicht malte, läßt sich nicht beschreiben.

„Heiraten!" wiederholte er, „das Kind will heiraten! Was wird denn der Herr Vater sagen? Was soll die Frau Mutter denken?"

„Sie werden zustimmen, sie werden sicher zustimmen", erwiderte ich, „wenn sie Maria Iwanowna kennenlernen. Ich hoffe auf dich. Vater und Mutter vertrauen dir; du wirst unser Sachwalter sein — nicht wahr?"

Der Alte war gerührt.

„Ach, Väterchen, Peter Andrejewitsch!“ erwiderte er, „ein bißchen früh denkst du ans Heiraten, aber Maria Iwanowna ist dafür ein so gutes Fräulein, daß es sündhaft wäre, die Gelegenheit vorbeigehen zu lassen. Also mag es nach deinem Willen gehen! Ich will sie begleiten und deine Eltern untertänigst unterrichten, daß eine solche Braut keine Mitgift nötig hat.“

Ich dankte Saweljitsch und legte mich in Surins Zimmer schlafen. Erhitzt und erregt wie ich war, kam ich ins Schwatzen. Surin unterhielt sich erst recht lebhaft mit mir, nach und nach aber wurden seine Antworten seltener und zusammenhangloser, und endlich hörte ich statt seiner Erwiderung auf meine Frage nur ein Pfeifen und Schnarchen. Da verstummte ich auch und folgte bald seinem Beispiel.

Am nächsten Morgen begab ich mich zu Maria Iwanowna. Ich teilte ihr meine Absichten mit. Sie erkannte ihre Zweckmäßigkeit und war sofort mit mir einverstanden. Surins Detachement sollte noch am selben Tage die Stadt verlassen. Es war keine Zeit zu verlieren. Ich verabschiedete mich gleich von Maria Iwanowna, nachdem ich sie der Obhut Saweljitschs anvertraut und ihr einen Brief an meine Eltern mitgegeben hatte. Maria Iwanowna weinte.

„Leben Sie wohl, Peter Andrejewitsch“, sagte sie leise, „ob wir uns wiedersehen oder nicht, weiß Gott allein; aber ich vergesse Sie nie. Bis zu meinem Tode wirst du allein in meinem Herzen wohnen.“

Ich konnte nichts erwidern. Unsere Leute umringten uns. Ich mochte mich in ihrer Gegenwart den Gefühlen nicht hingeben, die mich bewegten. Endlich war sie fort. Ich kehrte traurig und schweigsam zu Surin zurück. Er wollte mich heiter stimmen, ich suchte mich zu zerstreuen. So verbrachten wir den Tag wild und laut. Abends marschierten wir ab.

Es war Ende Februar. Der Winter, der die militärischen Maßregeln hemmte, ging zu Ende, und unsere Generäle bereiteten sich zu einmütigem Zusammenwirken vor. Pu-

gatschow stand immer noch vor Orenburg. Inzwischen stießen rund um ihn die einzelnen Truppenteile zusammen und rückten von allen Seiten gegen das Raubnest vor. Die Rebellendörfer unterwarfen sich, wenn unsere Truppen sich näherten; die Räuberbanden ergriffen überall die Flucht und alles ließ eine baldige und glückliche Beendigung des Feldzuges erwarten.

Unterdessen schlug der Fürst Golizyn den Pugatschow bei der Festung Tatistschewa, zerstreute seine Banden, befreite Orenburg und schien dem Aufruhr den letzten entscheidenden Schlag versetzt zu haben. Surin war um die Zeit gegen eine Bande aufrührerischer Baschkiren abkommandiert, die auseinanderliefen, ehe wir sie zu sehen bekamen. Der Frühling setzte uns in einem Tatarendörfchen gefangen. Die Flüsse waren aus den Ufern getreten und die Straßen unpassierbar geworden. Wir trösteten uns in unserer Untätigkeit mit dem Gedanken an das baldige Ende dieses langweiligen Kleinkrieges mit Räubern und Wilden.

Aber Pugatschow wurde nicht gefangen. Er erschien in den sibirischen Bergwerken, sammelte dort neue Horden und fing von neuem zu wüten an. Wieder verbreitete sich das Gerücht von seinen Erfolgen. Wir hörten von der Zerstörung der sibirischen Festungen. Bald kam die Nachricht von der Einnahme Kasans und dem Vorrücken des Usurpators gegen Moskau und versetzte die Heerführer, die in der Hoffnung auf die Machtlosigkeit der verächtlichen Rebellen sorglos geschlummert hatten, in große Aufregung. Surin erhielt den Befehl, die Wolga zu überschreiten.

Ich verzichte auf die Schilderung unseres Feldzuges und der Beendigung des Krieges gegen Pugatschow. Wir zogen durch Ortschaften, die von Pugatschow verwüstet waren, und mußten gezwungenermaßen den armen Bewohnern auch noch das fortnehmen, was die Räuber ihnen übriggelassen hatten.

Sie wußten nicht mehr, wem sie gehorchen sollten. Die Verwaltung war überall eingestellt. Die Gutsbesitzer hielten sich in den Wäldern verborgen. Überall wüteten Räuber-

banden. Die Anführer der einzelnen Truppenteile, die den schon auf der Flucht nach Astrachan befindlichen Pugatschow verfolgen sollten, straften Schuldige und Unschuldige nach eigenem Ermessen. Der Zustand des ganzen Landes, in dem der Brand loderte, war entsetzlich. Gott bewahre uns vor einem russischen Aufruhr, der immer sinnlos und erbarmungslos sein muß. Die bei uns unmögliche Staatsumwälzungen planen, sind entweder jung oder kennen unser Volk nicht, oder es sind hartherzige Menschen, denen der eigene Kopf eine Kopeke und der fremde noch weniger wert ist.

Pugatschow floh, von Iwan Iwanowitsch Michelson verfolgt. Bald erfuhren wir von seiner völligen Niederlage, und dann erhielt Surin endlich die Nachricht von der Gefangennahme des Usurpators und zugleich den Befehl, den Vormarsch einzustellen. Der Krieg war zu Ende. Endlich konnte ich zu meinen Eltern reisen! Der Gedanke, sie umarmen zu dürfen, Maria Iwanowna wiederzusehen, von der ich gar keine Nachrichten hatte, erfüllte mich mit Begeisterung. Ich sprang umher wie ein Kind. Surin lachte und sagte achselzuckend:

„Nein! Mit dir nimmt's ein schlechtes Ende! Wenn du heiratest, bist du ganz verloren."

Indessen trübte ein seltsames Gefühl meine Freude: der Gedanke an den Bösewicht, der sich mit dem Blute so vieler unschuldiger Opfer befleckt hatte, und an die Hinrichtung, die ihm bevorstand, raubte mir gegen meinen Willen die Ruhe. „Jemelja, Jemelja", dachte ich betrübt, „warum hat dich kein Bajonett, keine Kugel durchbohrt? Etwas Besseres hätte es für dich nicht geben können." Was war da zu machen? Der Gedanke an ihn war in meinem Geiste unlösbar mit der Schonung verknüpft, die er mir in einem der furchtbarsten Augenblicke meines Lebens gewährt hatte, und mit der Befreiung meiner Braut aus der Gewalt des schändlichen Schwabrin.

Surin gab mir Urlaub. Nach einigen Tagen sollte ich mich wieder im Kreise meiner Familie befinden, sollte ich Maria

Iwanowna wiedersehen. Da traf mich ein unverhoffter Donnerschlag.

An dem für die Abreise angesetzten Tage, in dem Augenblick, als ich mich gerade auf den Weg machen wollte, trat plötzlich Surin mit sehr besorgtem Gesicht bei mir ein, ein Papier in der Hand. Mir ging ein Stich durchs Herz. Ich erschrak, ohne zu wissen wovor. Er schickte meinen Burschen hinaus und erklärte, er hätte dienstlich mit mir zu reden.

„Was gibt's?" fragte ich unruhig.

„Eine kleine Unannehmlichkeit", sagte er und reichte mir das Blatt, „lies mal, was ich da eben erhalten habe."

Ich las: es war ein Geheimbefehl an alle Truppenführer, mich zu arretieren, wo ich mich auch befinden möge, und mich unverzüglich unter Bewachung nach Kasan zu schaffen und vor die in Sachen Pugatschows eingesetzte Untersuchungskommission zu stellen.

Ich hätte das Blatt beinahe fallen lassen.

„Nichts zu machen", sagte Surin, „es ist meine Pflicht, dem Befehl Folge zu leisten. Gerüchte über deine freundschaftlichen Fahrten mit Pugatschow müssen irgendwie bis zur Regierung gedrungen sein. Ich hoffe, die Sache hat weiter keine Folgen, und es gelingt dir, dich vor der Kommission zu rechtfertigen. Verliere den Mut nicht und mach' dich auf den Weg."

Mein Gewissen war rein; das Gericht fürchtete ich nicht; nur der Gedanke, daß das freudige Wiedersehen nun vielleicht um einige Monate hinausgeschoben werden könnte, erfüllte mich mit Schrecken. Der Wagen stand bereit. Surin nahm freundschaftlich von mir Abschied. Man setzte mich in den Wagen. Neben mir nahmen zwei Husaren mit bloßem Säbel Platz, und dann ging es die Landstraße hinab...

Vierzehntes Kapitel

DAS GERICHT

Des Volkes Gerede
ist wie des Meeres Welle.
Sprichwort

Ich war überzeugt, daß an allem meine eigenmächtige Abreise aus Orenburg schuld war. Ich konnte mich mit Leichtigkeit rechtfertigen: solche Partisanenritte waren nicht nur nicht verboten, sondern wurden sogar mit allen Mitteln unterstützt. Man konnte mir höchstens einen gewissen Übereifer, aber keinen Ungehorsam vorwerfen. Allein mein freundschaftlicher Verkehr mit Pugatschow konnte durch zahllose Zeugen bewiesen werden und mußte zum mindesten höchst verdächtig erscheinen. Auf meiner ganzen Reise dachte ich über das Verhör nach, das mir bevorstand, legte meine Antworten zurecht und beschloß, vor Gericht die volle Wahrheit zu sagen, in der Überzeugung, diese Art sich zu rechtfertigen wäre nicht nur die einfachste, sondern auch die sicherste.

Ich erreichte das ausgeplünderte und niedergebrannte Kasan. In den Straßen fand ich statt der einstigen Häuser Schutt und Kohlen. Dazwischen ragten rauchgeschwärzte Mauern ohne Dächer und Fenster empor. Das war die Spur, die Pugatschow hinterlassen hatte! Man brachte mich nach der Festung, die inmitten der ausgebrannten Stadt unversehrt geblieben war. Die Husaren lieferten mich dem wachthabenden Offizier aus. Er ließ einen Schmied kommen. Man legte mir eine Kette um die Füße und schmiedete sie fest. Dann brachte man mich ins Gefängnis und ließ mich allein in einer engen und dunkeln Kammer mit nackten Wänden und einem winzigen, durch ein Eisengitter geschützten Fenster. Dieser Anfang verhieß mir nichts Gutes. Doch verlor ich meinen Mut nicht und gab die Hoffnung nicht auf. Ich suchte Trost, wo alle Leidtragenden ihn suchen: zum erstenmal ward mir die Süße des Gebets be-

wußt, das aus einem reinen, aber zerrissenen Herzen kommt. Dann schlief ich ruhig ein, ohne mir darüber Sorge zu machen, was weiter mit mir werden sollte.

Am andern Tage weckte mich der Gefängniswärter mit der Meldung, die Kommission erwarte mich. Zwei Soldaten führten mich über den Hof in das Haus des Kommandanten; sie blieben im Vorzimmer stehen und ließen mich allein in die inneren Räume treten.

Ich kam in einen ziemlich geräumigen Saal. An einem mit Papieren bedeckten Tische saßen zwei Männer: ein streng und kalt dreinblickender ältlicher General und ein junger Gardehauptmann von etwa 28 Jahren, sehr angenehmem Äußeren, gewandtem und ungezwungenem Benehmen. Am Fenster saß an einem besonderen Tisch der Schriftführer, die Feder hinter dem Ohr, über seine Papiere gebeugt, bereit, meine Aussagen niederzuschreiben. Das Verhör begann. Man fragte mich nach Namen und Stand. Der General erkundigte sich, ob ich ein Sohn von Andrej Petrowitsch Grinew wäre? Als ich bejahte, sagte er schroff: „Schade, daß ein so ehrenwerter Mann einen so unwürdigen Sohn hat."

Ich entgegnete ruhig, daß, welcher Art auch die gegen mich erhobenen Beschuldigungen sein mögen, ich mit Bestimmtheit hoffe, sie durch meine offene Darlegung des wahren Sachverhaltes zu entkräften. Meine Sicherheit gefiel ihm nicht.

„Du bist gewandt, mein Lieber", sagte er stirnrunzelnd, „aber wir haben auch noch ganz andere Leute gesehen."

Nun fragte mich der jüngere Herr, aus welcher Veranlassung und zu welcher Zeit ich in den Dienst Pugatschows getreten sei und zu was für Aufträgen er mich verwendet habe.

Ich erwiderte entrüstet, ich hätte als Edelmann und Offizier keinerlei Dienst bei Pugatschow nehmen und keinerlei Aufträge für ihn ausführen können.

„Wie kommt es denn", sagte mein Ausfrager, „daß dieser eine Edelmann und Offizier vom Usurpator begnadigt

wurde, während alle seine Genossen schmählich gemordet wurden? Wie kann dieser nämliche Offizier und Edelmann als guter Freund mit den Rebellen zechen, von ihrem Anführer Geschenke entgegennehmen: einen Pelz, ein Pferd und eine Poltina in barem Gelde? Woher diese merkwürdige Freundschaft? Worauf ist sie begründet, wenn nicht auf Verrat oder doch zum mindesten auf niedriger und verbrecherischer Feigheit?"

Die Worte des Gardeoffiziers kränkten mich tief, und ich begann mich leidenschaftlich zu verteidigen. Ich erzählte, wie meine Bekanntschaft mit Pugatschow in der Steppe im Schneesturm eingeleitet worden war, wie er bei der Einnahme der Festung Belogorskaja mich erkannt und begnadigt hatte. Ich sagte, daß ich allerdings keine Bedenken gehabt hätte, den Pelz und das Pferd vom Usurpator anzunehmen, daß ich aber die Festung Belogorskaja gegen den Bösewicht bis zum Äußersten verteidigt hätte. Endlich berief ich mich auf meinen General, der meinen Eifer während der unglücklichen Belagerung Orenburgs bezeugen könnte.

Der strenge Greis nahm einen offenen Brief vom Tisch und las laut vor:

„Auf die Anfrage Eurer Exzellenz bezüglich des Unterleutnants Grinew, der angeblich in die gegenwärtigen Unruhen verwickelt gewesen und in verbotene und der Eidespflicht widersprechende Beziehungen zu dem Rebellen getreten sein soll, habe ich die Ehre zu erklären: genannter Unterleutnant Grinew befand sich im Dienst in Orenburg von Anfang Oktober 1773 bis zum 24. Februar dieses Jahres, an welchem Tage er sich aus der Stadt entfernte und seither zu meinem Kommando nicht wieder zurückgekehrt ist. Von Überläufern wurde berichtet, daß er bei Pugatschow in der Vorstadt gewesen und mit ihm nach der Festung Belogorskaja gefahren sei, in der er früher Dienst gehabt hat; was sein Betragen anbelangt, so kann ich ..."

Hier brach er die Lektüre ab und sagte streng:

„Was kannst du jetzt zu deiner Rechtfertigung sagen?"

Ich wollte fortfahren, wie ich angefangen hatte, und meine Beziehungen zu Maria Iwanowna ebenso offen darlegen, wie alles übrige, aber ich empfand plötzlich einen unüberwindlichen Abscheu davor. Es fiel mir ein, daß, wenn ich sie nennen würde, die Kommission sie als Zeugin heranziehen könnte, und der Gedanke, ihren Namen mit den gemeinen Verleumdungen der Bösewichte zu verkoppeln und sie selbst mit diesen Leuten konfrontieren zu lassen — dieser Gedanke entsetzte mich so, daß ich in Verwirrung geriet und stockte.

Meine Richter, die, wie es schien, meine Aussagen mit einer gewissen Teilnahme anzuhören begonnen hatten, wurden nun, da sie meine Verlegenheit sahen, wieder gegen mich gestimmt. Der Gardeoffizier verlangte, daß man mich dem Hauptdenunzianten gegenüberstelle. Ich richtete in Erwartung meines Anklägers den Blick gespannt auf die Tür. Nach einigen Minuten hörte ich Ketten rasseln, die Tür ging auf und herein trat — Schwabrin. Ich war erstaunt, wie verändert er war. Er war furchtbar mager und bleich. Seine vor kurzem noch pechschwarz gewesenen Haare waren ganz grau geworden, der lange Bart war zerzaust. Er wiederholte seine Anklagen mit schwacher, aber fester Stimme. Er behauptete, ich wäre von Pugatschow als Spion nach Orenburg entsandt worden; ich wäre täglich hinausgeritten, um schriftliche Nachrichten über alle Vorgänge in der Stadt weiterzugeben; ich hätte mich endlich offen dem Usurpator angeschlossen und wäre mit ihm von Festung zu Festung gefahren, überall bemüht, seine Genossen, Verräter wie er, zugrunde zu richten, um mich in ihre Stellungen zu drängen und die Belohnungen einzuheimsen, die der Usurpator verteilte. Ich hörte ihn schweigend an und freute mich nur über eines: der freche Bösewicht nannte Maria Iwanowna nicht — vielleicht weil seine Eigenliebe bei dem Gedanken an jene litt, die ihn verächtlich von sich gewiesen hatte, vielleicht auch, weil in seinem Herzen ebenfalls noch ein Funke jenes Gefühls glimmte, das mich schweigen hieß. Wie dem auch sei, der Name der Tochter des Komman-

danten von Belogorskaja wurde in Gegenwart der Kommission nicht ausgesprochen.

Ich wurde in meiner Absicht noch gefestigt, und als die Richter mich fragten, ob und wie ich die Aussagen Schwabrins widerlegen könnte, erwiderte ich, ich bliebe bei meiner ersten Aussage und hätte nichts weiter zu meiner Rechtfertigung zu sagen. Der General ließ uns abführen. Wir gingen zusammen hinaus. Ich sah Schwabrin ruhig an, sagte ihm aber kein Wort. Er lachte boshaft auf, ging, seine Kette hebend, an mir vorüber und beschleunigte seine Schritte. Man brachte mich ins Gefängnis zurück, und ich wurde danach zu keinem zweiten Verhör zitiert.

Von den Ereignissen, die ich dem Leser nun noch zu berichten habe, bin ich selbst nicht Augenzeuge gewesen; aber ich habe so oft davon erzählen hören, daß die geringsten Einzelheiten sich meinem Gedächtnis tief eingeprägt haben und es mir vorkommt, als wäre ich unsichtbar mit dabeigewesen.

Maria Iwanowna war von meinen Eltern mit der aufrichtigen Herzlichkeit aufgenommen worden, die die Leute der alten Generation auszeichnete. Sie sahen einen Segen Gottes darin, daß ihnen die Gelegenheit geboten war, die arme Waise bei sich aufzunehmen und für sie zu sorgen. Bald gewannen sie sie aufrichtig lieb, denn sie kennenlernen und liebgewinnen war eins. Meine Liebe erschien meinem Vater schon nicht mehr als bloße Narrheit, die Mutter aber wünschte nichts inniger, als daß ihr lieber Petruscha die liebe Hauptmannstochter zur Frau bekäme.

Die Nachricht über meine Gefangennahme setzte meine ganze Familie in Erstaunen. Maria Iwanowna hatte meinen Eltern die Geschichte meiner seltsamen Bekanntschaft mit Pugatschow so schlicht erzählt, daß sie sich nicht nur nicht beunruhigt fühlten, sondern oft sogar herzlich darüber lachten. Mein Vater wollte nicht glauben, daß ich an der schändlichen Rebellion, deren Ziel der Sturz des Thrones und die Vernichtung des Adels war, beteiligt sein konnte. Er unterzog Saweljitsch einem strengen Verhör. Der Alte

verschwieg nicht, daß sein junger Herr beim Jemelka Pugatschow zu Besuch gewesen wäre und daß der Bösewicht ihn sehr gnädig behandelt habe; er schwor aber, daß er von keinem Verrat gehört hätte. Die Eltern beruhigten sich und warteten mit Ungeduld auf günstige Nachrichten. Maria Iwanowna war sehr erregt, schwieg aber, denn sie war von Natur äußerst bescheiden und vorsichtig.

Es vergingen ein paar Wochen... Plötzlich erhielt mein Vater einen Brief aus Petersburg von unserm Verwandten, dem Fürsten B. Der Fürst schrieb ihm über mich. Nach der üblichen Einleitung teilte er ihm mit, daß der Verdacht bezüglich meiner Beteiligung an den Plänen der Aufrührer leider nur zu begründet gewesen wäre, daß mich eine exemplarische Strafe hätte treffen müssen, daß aber die Zarin, aus Achtung für die Verdienste und die hohen Jahre des Vaters, beschlossen hätte, dem verbrecherischen Sohn Gnade zu erweisen, ihm die entehrende Exekution zu erlassen und ihn bloß für ewige Zeiten in einen der entlegenen Bezirke Sibiriens zu deportieren.

Dieser unerwartete Schlag hätte meinen Vater beinahe getötet. Er verlor seine gewohnte Haltung, und sein sonst stummer Schmerz ergoß sich in bittere Klagen.

„Wie?" wiederholte er außer sich, „mein Sohn an dem Vorhaben Pugatschows beteiligt! Gerechter Gott, was muß ich erleben! Die Zarin erläßt ihm die Exekution! Wird mir dadurch leichter? Die Exekution schreckt mich nicht: mein Urgroßvater starb auf dem Schafott, weil er für das eintrat, was er für das Heiligtum seines Gewissens hielt; mein Vater mußte mit Wolynskij und Chrustschow leiden. Aber daß ein Edelmann seinem Eid untreu wird, sich Räubern anschließt, Mördern, entlaufenen Sklaven! Schmach und Schande für unser Geschlecht!"

Erschrocken über seine Verzweiflung, wagte meine Mutter nicht, in seiner Gegenwart zu weinen; sie suchte ihm seinen Mut wiederzugeben, indem sie von der Ungewißheit der Gerüchte, der Unzuverlässigkeit der menschlichen Behauptungen sprach. Aber mein Vater blieb untröstlich.

Maria Iwanowna litt am schwersten. Sie war überzeugt, daß ich mich hätte rechtfertigen können, wenn ich nur gewollt hätte; sie ahnte die Wahrheit und hielt sich für schuldig an meinem Unglück. Sie verbarg ihre Tränen und Schmerzen vor allen, sann dabei aber unausgesetzt auf Mittel, wie sie mich retten könnte.

Eines Abends saß mein Vater auf dem Sofa und blätterte im Hofkalender, aber seine Gedanken schweiften weit ab, und die Lektüre hatte nicht die übliche Wirkung auf ihn. Er pfiff einen alten Marsch vor sich hin. Mutter strickte schweigend an einer wollenen Unterjacke, und ab und zu fiel eine Träne auf ihre Arbeit. Plötzlich erklärte Maria Iwanowna, die mit ihrer Handarbeit im selben Zimmer saß, daß sie notwendig nach Petersburg reisen müsse, und daß sie bitte, ihr das zu ermöglichen. Mutter war sehr betrübt.

„Was willst du in Petersburg?" sagte sie. „Willst du uns auch verlassen, Maria Iwanowna?"

Maria Iwanowna antwortete, daß ihre ganze Zukunft von dieser Reise abhänge, daß sie Unterstützung und Hilfe bei mächtigen Leuten suchen wolle, wozu sie als Tochter eines Mannes, der für seine Treue gelitten habe, berechtigt sei.

Mein Vater senkte das Haupt; jedes Wort, das ihn an das vermeintliche Verbrechen seines Sohnes erinnerte, fiel ihm schwer aufs Herz und schien ihm ein stechender Vorwurf.

„Fahre nur, meine Liebe", sagte er mit einem Seufzer, „wir wollen deinem Glück keine Hindernisse in den Weg legen. Gott gebe dir einen braven Mann zum Gatten, keinen ehrlosen Verräter."

Er stand auf und ging aus dem Zimmer.

Als Maria Iwanowna mit Mutter allein geblieben war, weihte sie sie teilweise in ihre Pläne ein. Mutter umarmte sie weinend und flehte zu Gott, er möge ihr Vorhaben zu gutem Ende führen. Maria Iwanowna wurde für die Reise ausgerüstet, und nach einigen Tagen fuhr sie mit der treuen Palaschka und dem treuen Saweljitsch ab, der, nun er von mir gewaltsam getrennt war, in dem Gedanken Trost suchte, daß er wenigstens meiner verlobten Braut diene.

Maria Iwanowna kam wohlbehalten bis Sofia, und als sie erfuhr, daß der Hof sich damals gerade in Zarskoje Selo befand, beschloß sie hier Quartier zu nehmen. Man räumte ihr einen Winkel hinter einem Verschlag ein. Die Frau des Postmeisters kam gleich ins Gespräch mit ihr, erklärte, sie wäre die Nichte des Hofofenheizers und weihte sie in alle Geheimnisse des Hoflebens ein. Sie erzählte, um wieviel Uhr die Kaiserin gewöhnlich erwache, wann sie Kaffee trinke, wann sie spazieren gehe; was für Würdenträger sich um diese Zeit bei ihr befänden; was sie gestern bei Tisch zu sagen geruhte; wen sie am Abend empfangen habe. Mit einem Worte, die Unterhaltung der Anna Wlasjewna wog ein paar Seiten historischer Memoiren auf und wäre für die Nachwelt von großem Wert gewesen. Maria Iwanowna hörte aufmerksam zu. Sie gingen in den Garten. Anna Wlasjewna erzählte die Geschichte einer jeden Allee und einer jeden Brücke, und nachdem man sich müde gelaufen hatte, kehrte man auf die Poststation zurück und war miteinander sehr zufrieden.

Am nächsten Tag erwachte Maria Iwanowna sehr früh, kleidete sich an und ging leise in den Garten. Der Morgen war herrlich, die Sonne spielte auf den Wipfeln der Linden, die sich unter dem frischen Hauch des Herbstes schon gelb färbten. Der breite See glänzte unbeweglich. Die erwachten Schwäne kamen feierlich aus den Büschen hervorgeschwommen, die das Ufer beschatteten. Maria Iwanowna ging die schöne Wiese entlang, wo vor kurzem das Denkmal zu Ehren der jüngsten Siege des Grafen Peter Alexandrowitsch Rumianzow errichtet war. Plötzlich fing ein kleiner weißer Hund von englischer Rasse zu bellen an und lief ihr entgegen. Maria Iwanowna erschrak und blieb stehen. In diesem Augenblick hörte sie eine angenehme Frauenstimme:

„Haben Sie keine Angst! Er beißt nicht."

Und Maria Iwanowna erblickte eine Dame, die auf einer Bank gegenüber dem Denkmal saß. Maria Iwanowna nahm auf dem entgegengesetzten Ende der Bank Platz. Die Dame

sah sie scharf an; Maria Iwanowna hatte ihrerseits durch ein paar Seitenblicke ihre ganze Gestalt vom Kopfe bis zum Fuß in sich aufnehmen können. Die Dame trug ein weißes Morgenkleid, eine Nachthaube und eine warme Überjacke ohne Ärmel. Sie mochte vierzig Jahre alt sein. Ihr volles, rosiges Gesicht drückte Vornehmheit und Ruhe aus, die blauen Augen und das leichte Lächeln waren von unbeschreiblichem Reiz. Die Dame brach zuerst das Schweigen.

„Sie sind wohl nicht von hier?“ fragte sie.

„Allerdings; ich bin erst gestern aus der Provinz gekommen.“

„Sie sind mit Ihren Verwandten da?“

„Nein. Ich bin allein.“

„Allein! Sie sind aber noch so jung.“

„Ich habe weder Vater noch Mutter.“

„Sie sind gewiß in Geschäften hier?“

„Allerdings. Ich will der Kaiserin ein Gesuch überreichen.“

„Sie sind eine Waise; Sie wollen sich wahrscheinlich über Unrecht und Beleidigung beklagen?“

„Nein. Ich will um Gnade bitten, nicht um Gerechtigkeit.“

„Darf ich fragen, wer Sie sind?“

„Ich bin die Tochter des Hauptmanns Mironow.“

„Des Hauptmanns Mironow! Der war doch Kommandant einer der Orenburger Festungen?“

„Allerdings.“

Die Dame schien gerührt.

„Verzeihen Sie“, sagte sie mit freundlicher Stimme, „wenn ich mich in Ihre Angelegenheit mische. Aber ich verkehre viel bei Hofe. Sagen Sie mir, um was es sich in Ihrem Gesuch handelt, vielleicht werde ich Ihnen helfen können.“

Maria Iwanowna erhob sich und dankte ehrerbietig. Alles an der fremden Dame bezauberte ihr Herz und weckte Vertrauen. Maria Iwanowna zog ein zusammengefaltetes Papier aus der Tasche und reichte es ihrer unbekannten Beschützerin, die es für sich zu lesen begann.

Anfangs las sie mit aufmerksamer und gütiger Miene; plötzlich aber änderte ihr Gesicht den Ausdruck — und Maria Iwanowna, die alle ihre Bewegungen mit den Augen verfolgte, erschrak vor der Strenge dieser Züge, die eben noch so ruhig und freundlich gewesen waren.

„Sie bitten für Grinew?" sagte die Dame kalt, „die Kaiserin kann ihm nicht vergeben. Er schloß sich dem Rebellen nicht aus Unwissenheit und Leichtgläubigkeit an, sondern als unsittlicher und gefährlicher Verbrecher."

„Das ist nicht wahr!" rief Maria Iwanowna.

„Wieso nicht wahr?" erwiderte die Dame heftig auffahrend.

„Es ist nicht wahr, bei Gott, es ist nicht wahr! Ich weiß alles, ich will Ihnen alles erzählen! Nur mir zuliebe hat er alles auf sich genommen, was ihm widerfahren ist. Und wenn er sich vor dem Gericht nicht hat rechtfertigen können, so nur, weil er mich nicht hineinverwickeln wollte!"

Hier erzählte sie mit großem Eifer alles, was meinen Lesern schon bekannt ist.

Die Dame hörte ihr aufmerksam zu.

„Wo sind Sie abgestiegen?" fragte sie dann, und als sie den Namen von Anna Wlasjewna hörte, sagte sie lächelnd: „Ah! ich weiß. Leben Sie wohl und sagen Sie keinem etwas von unserer Begegnung. Ich hoffe, Sie werden nicht lange auf Antwort auf Ihr Schreiben zu warten haben."

Mit diesen Worten stand sie auf und ging in den Laubengang, Maria Iwanowna aber kehrte zu Anna Wlasjewna zurück, von freudiger Hoffnung erfüllt.

Ihre Wirtin schalt sie für den frühen Herbstspaziergang, der, wie sie behauptete, der Gesundheit eines jungen Mädchens nicht zuträglich sei. Sie brachte den Samowar und wollte bei einer Tasse Tee eben mit ihren endlosen Hofgeschichten anfangen, als plötzlich eine Hofkutsche vor der Tür hielt und ein Kammerlakai eintrat — mit der Meldung, die Kaiserin geruhe Demoiselle Mironowa zu sich zu bitten.

Anna Wlasjewna war erstaunt und geriet in größte Unruhe.

„Ach Gott!“ rief sie, „die Kaiserin hat nach Ihnen geschickt! Wie hat sie nur von Ihnen erfahren? Und wie wollen Sie sich der Kaiserin vorstellen, meine Beste? Sie wissen ja nicht einmal, wie man bei Hofe zu gehen hat... Soll ich Sie begleiten? Ich möchte Ihnen aber doch ein paar Verhaltungsmaßregeln geben. Und wie sollen Sie in Ihrer Reisekleidung fahren? Soll ich nicht zur Hebamme nach ihrem gelben Reifrock schicken?“

Der Kammerlakai erklärte, die Kaiserin wünsche, daß Maria Iwanowna allein und in dem Kleide, in dem man sie antreffen würde, kommen möge. Es war nichts zu machen: Maria Iwanowna stieg in die Kutsche und fuhr ins Palais, von guten Ratschlägen und Segenswünschen Anna Wlasjewnas begleitet.

Maria Iwanowna ahnte die Entscheidung unseres Schicksals; ihr Herz schlug bald heftig, bald setzte es ganz aus. Nach einigen Minuten hielt die Kutsche vor dem Palais. Maria Iwanowna schritt zitternd die Treppe empor. Man riß die Türen weit vor ihr auf. Sie durchschritt eine lange Reihe leerer Prunkzimmer, der Kammerlakai wies ihr den Weg. Als sie endlich vor einer geschlossenen Tür angelangt waren, sagte er, er werde sie gleich melden und ließ sie allein.

Der Gedanke, die Kaiserin von Angesicht zu Angesicht zu sehen, machte ihr solche Angst, daß sie sich kaum auf den Füßen halten konnte. Nach einer Minute ging die Tür auf und sie trat ins Ankleidezimmer der Kaiserin.

Die Kaiserin saß bei der Toilette. Mehrere Hofleute standen um sie herum und machten Maria Iwanowna ehrerbietig Platz. Die Kaiserin wandte sich ihr freundlich zu, und Maria Iwanowna erkannte die Dame, mit der sie sich vor wenigen Minuten so offen ausgesprochen hatte. Die Kaiserin winkte sie heran und sagte lächelnd:

„Es freut mich, daß ich mein Wort halten und Ihre Bitte erfüllen konnte. Ihre Sache ist erledigt. Ich bin von der

Unschuld Ihres Bräutigams überzeugt. Hier ist ein Brief, den Sie bitte selbst Ihrem künftigen Schwiegervater bringen wollen."

Maria Iwanowna nahm das Schreiben mit zitternder Hand entgegen und fiel weinend vor der Kaiserin nieder, die sie aufhob und küßte. Dann zog die Kaiserin sie noch einmal ins Gespräch.

„Ich weiß, daß Sie nicht reich sind", sagte sie, „aber ich stehe in der Schuld der Tochter des Hauptmanns Mironow. Sorgen Sie nicht um Ihre Zukunft. Ich übernehme es, Ihre Vermögensverhältnisse zu ordnen."

Nach diesen freundlichen Worten entließ die Kaiserin die arme Waise. Maria Iwanowna fuhr in derselben Hofkutsche zurück. Anna Wlasjewna, die sie mit Ungeduld erwartet hatte, überschüttete sie mit Fragen, die Maria Iwanowna sehr zerstreut beantwortete. Anna Wlasjewna war über ihre Unaufmerksamkeit zwar etwas ungehalten, hielt sie aber schließlich der Schüchternheit des Provinzfräuleins zugute und verzieh ihr großmütig. Am selben Tage noch reiste Maria Iwanowna, ohne den Wunsch zu äußern, sich Petersburg anzusehen, auf das Gut zurück.

Hier brechen die Memoiren von Peter Andrejewitsch Grinew ab. Aus Familienüberlieferungen ist bekannt, daß er Ende 1774 auf eine persönliche Order der Kaiserin aus der Haft entlassen wurde. Er wohnte der Hinrichtung Pugatschows bei, der ihn in der Menge erkannte und ihm mit dem Kopfe zunickte, der eine Minute später, tot und blutüberströmt, dem Volke gezeigt wurde. Bald danach vermählte sich Peter Andrejewitsch mit Maria Iwanowna. Ihre Nachkommen leben noch heute im Gouvernement Simbirsk. Dreißig Werst von *** befindet sich ein Kirchdorf, in dessen Besitz sich zehn Gutsbesitzer teilen. In einem Flügel des Herrenhauses kann man ein eigenhändiges Schreiben von Katharina II. unter Glas und Rahmen sehen. Es ist an den Vater von Peter Andrejewitsch gerichtet, ent-

hält die Rechtfertigung seines Sohnes und lobt den Geist und das Herz der Tochter des Hauptmanns Mironow.

Das Manuskript von Peter Andrejewitsch Grinew wurde uns von einem seiner Enkel überlassen, der erfahren hatte, daß wir mit einem Geschichtswerk beschäftigt seien, das sich auf die von seinem Großvater geschilderte Zeit bezöge. Wir beschlossen es mit Genehmigung der Verwandten gesondert zu veröffentlichen, nachdem wir jedem Kapitel ein passendes Motto vorausgesetzt und uns erlaubt haben, einige Personennamen zu ändern.

Der Herausgeber

ANHANG

Das 13. Kapitel der „Hauptmannstochter" enthielt in der ersten Fassung noch eine breit ausgesponnene Episode, die dadurch von besonderem Interesse ist, daß in ihr auch die sozialen Tendenzen des Pugatschow-Aufstandes zum Ausdruck kommen. In der Annahme, daß nur die Rücksicht auf die Zensur Puschkin bewogen habe, dieses Stück in der endgültigen Fassung seiner Erzählung zu streichen, haben neuere Herausgeber es wieder in den Text eingefügt. Mit Unrecht, denn es paßt inhaltlich wie stilistisch nicht mehr in den Rahmen. Schon die Namen — Bascharin statt Grinew und Grinew statt Surin —, die erst von den Herausgebern durch die der letzten Fassung ersetzt worden sind, zeigen, daß wir es mit einer früheren Entwicklungsstufe der Dichtung zu tun haben. Die phantastische Räuberromantik verträgt sich nicht mehr mit dem schlichten Realismus der übrigen Partien; es ist unwahrscheinlich, daß der alte Grinew, nachdem er die Heldentaten seines Sohnes mit eigenen Augen gesehen hat, später an dessen Verrat glauben kann; von kleineren Unstimmigkeiten gar nicht zu reden: in dem gestrichenen Abschnitt begleitet Saweljitsch seinen jungen Herrn ins Feld, während er nach der letzten Fassung auf dem Gut ist; das Verhältnis der Eltern zu Maria Iwanowna, wie es im Schlußkapitel dargestellt wird, ist mit der feierlichen Verlobung nicht in Einklang zu bringen usw.

Die Episode schließt sich an S. 373, Z. 10 v. u. unserer Ausgabe an.

(Surin erhielt den Befehl, die Wolga zu überschreiten) und nach Simbirsk zu eilen, wo die Flamme schon aufgelodert war. Der Gedanke, daß ich vielleicht unser Gut besuchen, meine Eltern umarmen und Maria Iwanowna wiedersehen könnte, erfüllte mich mit großer Freude. Ich sprang umher wie ein Kind und wiederholte, indem ich Surin umarmte: „Nach Simbirsk! Nach Simbirsk!" Surin seufzte und sagte achselzuckend: „Nein, jetzt geht's dir schlimm. Wenn du erst heiratest, bist du ganz verloren."

Wir näherten uns der Wolga. Unser Regiment kam in das Dorf *** und übernachtete hier. Am nächsten Morgen sollte der Fluß überschritten werden. Der Dorfälteste teilte mir mit, daß am jenseitigen Ufer alle Dörfer vom Aufruhr ergriffen wären; überall trieben sich Pugatschowsche Banden herum.

Diese Nachricht erregte mich sehr.

Ungeduld quälte mich und ließ mir keine Ruhe. Das Dorf meines Vaters lag dreißig Werst vom jenseitigen Ufer entfernt. Ich fragte nach einem Fährmann. Alle Bauern waren Fischer, und an Booten war kein Mangel. Ich ging zu Surin und teilte ihm meine Absicht mit.

„Hüte dich", sagte er, „allein hinüberzusetzen; es ist gefährlich. Warte bis morgen. Wir lassen uns ganz zuerst übersetzen und besuchen deine Eltern mit fünfzig Husaren — auf alle Fälle."

Ich bestand auf meinem Stück. Das Boot war bereit; ich stieg mit zwei Ruderern ein. Sie stießen ab und legten die Ruder aus.

Der Himmel war klar. Der Mond schien. Kein Lüftchen regte sich. Die Wolga floß ruhig und gleichmäßig. Unser Boot glitt leise schaukelnd über die dunkeln Wellen. So verging ungefähr eine halbe Stunde. Ich versank in Träumereien: die Ruhe der Natur und die politischen Greuel, meine Liebe usw. Wir hatten die Mitte des Flusses erreicht. Da fingen die Ruderer plötzlich untereinander zu flüstern an.

„Was gibt's?" fragte ich, aus meinen Träumen auffahrend.

„Gott weiß, was das sein mag", sagten die Ruderer, nach einer Seite blickend.

Ich richtete meine Augen ebenfalls dahin und sah in der Dämmerung etwas den Strom herabschwimmen. Der unbekannte Gegenstand kam näher. Ich befahl den Ruderern haltzumachen und zu warten.

Der Mond verbarg sich hinter einer Wolke. Das schwimmende Gespenst wurde noch dunkler. Es war schon ganz nahe vor uns, aber ich konnte es immer noch nicht erkennen.

„Was könnte das sein?" sagten die Ruderer. „Ein Segel ist es nicht, Masten auch nicht..."

Plötzlich kam der Mond hinter der Wolke hervor und beleuchtete ein grausiges Bild. Uns entgegen schwamm ein Galgen, der auf einem Floß aufgerichtet war. Drei Leichname hingen am Querbalken. Eine krankhafte Neugier bemächtigte sich meiner. Ich wollte die Gesichter der Gehenkten sehen. Auf meinen Befehl packten die Ruderer das Floß mit dem Bootshaken, und mein Boot stieß gegen den gräßlichen Pfosten. Der volle Mond beleuchtete die entstellten Gesichter der Unglücklichen... Einer war ein alter Tschuwasche, der andere ein russischer Bauer, ein kräftiger Bursche von etwa zwanzig Jahren. Als ich den dritten ins Auge faßte, war ich höchst überrascht und konnte einen schmerzlichen Aufschrei nicht unterdrücken: es war Wanjka, mein armer Wanjka, der sich aus Dummheit dem Pugatschow angeschlossen hatte. Über ihren Köpfen war eine schwarze Tafel angeschlagen, auf der mit weißen Buchstaben geschrieben stand: „Räuber und Rebellen." Die Ruderer warteten auf mich, das Floß mit dem Haken festhaltend. Ich sprang wieder ins Boot. Das Floß trieb weiter flußabwärts. Lange noch war der Galgen als schwarze Masse im Dunkeln zu sehen. Endlich verschwand er und mein Boot landete am hohen und steilen Ufer...

Ich bezahlte die Ruderer gut. Einer führte mich zum Gemeindevorsteher des Dorfes, das sich bei der Landungsstelle befand. Ich trat mit ihm in die Hütte ein. Als der Vorsteher hörte, daß ich Pferde brauche, empfing er mich zuerst ziemlich unwirsch, aber mein Führer sagte ihm leise ein paar Worte, und seine Unfreundlichkeit schlug sofort in übertriebenen Diensteifer um. In einer Minute stand das Dreigespann bereit. Ich bestieg den Wagen und befahl, den Weg nach unserm Gut einzuschlagen.

Ich fuhr die große Landstraße entlang, an schlafenden Dörfern vorüber. Ich fürchtete nur eins: daß ich unterwegs aufgehalten werden könnte. Wenn die nächtliche Begegnung auf der Wolga das Vorhandensein von Rebellen be-

zeugte, so war sie zugleich doch auch ein Beweis energischer Gegenmaßnahmen der Regierung. Für alle Fälle hatte ich sowohl den Passierschein Pugatschows, als einen Befehl des Majors Surin in der Tasche. Aber niemand begegnete mir, und gegen Morgen erblickte ich den Fluß und den Tannenwald, hinter dem sich unser Dorf befand. Der Kutscher schlug auf die Pferde ein, und in einer Viertelstunde hatte ich *** erreicht. Das Herrenhaus befand sich am entgegengesetzten Ende des Dorfes. Die Pferde rannten so schnell sie konnten. Aber plötzlich, mitten auf dem Wege, begann der Kutscher die Zügel anzuziehen.

„Was gibt's?" fragte ich ungeduldig.

„Die Straße ist gesperrt", antwortete der Kutscher, die erhitzten Pferde mit Mühe zurückhaltend.

In der Tat sah ich einen Schlagbaum und einen Posten mit einem Knüppel. Der Mann ging auf mich zu, nahm die Mütze ab und verlangte meinen Paß.

„Was soll das heißen?" fragte ich ihn, „warum ist der Weg versperrt? Wen bewachst du?"

„Wir rebellieren, Väterchen", sagte er und kratzte sich den Kopf.

„Wo sind denn eure Herrschaften?" fragte ich und fühlte meinen Herzschlag stocken.

„Wo die Herrschaften sind?" wiederholte der Bauer. „Unsere Herrschaften sind im Kornspeicher."

„Was heißt das: im Speicher?"

„Andriuschka hat sie gefesselt hineingesetzt und will sie zu unserm Väterchen, dem Zaren, bringen."

„Gott im Himmel! Laß mich durch, Esel! Was stehst du mit offenem Maul da!"

Der Posten zögerte. Ich sprang aus dem Wagen, verabfolgte ihm (pardon!) eine kräftige Backpfeife und schob selbst die Sperre zurück. Mein Bauer sah mich mit blöder Verwunderung an. Ich setzte mich wieder in den Wagen und befahl, schleunigst nach dem Herrenhaus zu fahren. Der Kornspeicher befand sich auf dem Hofe. Vor dem verschlossenen Tor standen zwei Kerle mit Knüppeln. Der

Wagen hielt unmittelbar vor ihnen. Ich sprang heraus und stürzte geradeswegs auf sie zu.
„Aufgemacht!" sagte ich.
Mein Anblick muß furchtbar gewesen sein, denn sie liefen beide davon, ihre Knüppel liegenlassend. Ich versuchte das Schloß aufzubrechen, aber das Tor war aus Eichenholz, und das mächtige Schloß gab nicht nach. In diesem Augenblick kam ein junger Bauer aus dem Gemeindehaus und fragte mich mit herausfordernder Miene, wie ich es wagen dürfe, hier zu lärmen.
„Wo ist Andriuschka?" schrie ich ihn an, „er soll sofort herkommen."
„Ich selber bin Andrej Afanasjewitsch, aber nicht Andriuschka!" antwortete er stolz, die Arme in die Hüften gestemmt. „Was steht zu Diensten?"
Statt jeder Antwort packte ich ihn am Kragen, schleppte ihn zum Speicher und befahl ihm, das Tor aufzumachen. Zuerst widersetzte er sich, aber meine „väterliche" Ermahnung wirkte endlich auch auf ihn. Er zog den Schlüssel aus der Tasche und machte auf. Ich stürzte über die Schwelle und erblickte in einem dunkeln Winkel, in den nur ein mattes Licht aus einer schmalen Öffnung im Dache drang, meinen Vater und meine Mutter. Ihre Hände waren gefesselt, die Füße in einen Block geschlossen. Ich eilte auf sie zu, sie zu umarmen, konnte aber kein Wort hervorbringen. Beide sahen mich verwundert an: drei Jahre Kriegsdienst hatten mich so verändert, daß sie mich nicht erkannten.
Plötzlich vernahm ich eine wohlbekannte liebe Stimme:
„Peter Andrejewitsch! Sind Sie's?"
Ich wandte mich um und sah im entgegengesetzten Winkel Maria Iwanowna. Auch sie war gefesselt. Ich war starr. Mein Vater sah mich schweigend an; er wagte nicht seinen Augen zu trauen. Freude strahlte aus seinem Gesicht.
„Guten Tag, guten Tag, Petruscha!" sagte er und drückte mich an sein Herz, „Gott sei Dank, nun bist du doch wiedergekommen!"

Meine Mutter schrie auf und brach in Tränen aus.
„Petruscha, mein Lieber!“ sagte meine Mutter, „wie hat Gott dich hergebracht? Bist du gesund?“
Ich beeilte mich, ihre Fesseln mit meinem Säbel zu zerschneiden und sie aus dem Speicher hinauszuführen; aber als ich vor der Tür stand, fand ich sie wieder verschlossen.
„Andriuschka!“ schrie ich, „mach auf!“
„Warum nicht gar!“ kam es von draußen, „bleibt nur hübsch drin! Wir wollen dich schon lehren, Unfug treiben und kaiserliche Beamte am Kragen zerren!“
Ich untersuchte den Speicher, ob sich nicht irgendwo eine Möglichkeit böte, hinaus zu gelangen.
„Gib dir keine Mühe“, sagte mein Vater, „ich bin kein so schlechter Wirt, daß man in meine Speicher auf diebischen Schleichwegen herein und hinaus könnte.“
Meine Mutter, die mein Erscheinen für einen Augenblick erfreut hatte, war verzweifelt, nun sie sah, daß ich mit den Meinigen zusammen untergehen sollte. Aber ich war viel ruhiger geworden, seit ich mit ihnen und Maria Iwanowna vereint war. Ich hatte einen Säbel und zwei Pistolen; so konnte ich eine Belagerung wohl noch aushalten. Surin mußte am Abend da sein und uns befreien. Ich erzählte das alles den Eltern, und es gelang mir, meine Mutter und Maria Iwanowna zu beruhigen. Sie gaben sich völlig der Freude des Wiedersehens hin, und einige Stunden vergingen uns unbemerkt in gegenseitigen Liebkosungen und ununterbrochenem Gespräch.
„Nun, Peter“, sagte mein Vater, „du hast genug dumme Streiche gemacht, und ich war recht böse auf dich. Aber wir wollen das Vergangene vergangen sein lassen. Ich hoffe, du hast dich jetzt gebessert und ausgetobt. Ich weiß, daß du gedient hast, wie es sich für einen braven Offizier ziemt. Ich danke dir, du hast mir altem Mann damit eine große Freude gemacht. Wenn ich dir noch meine Rettung verdanken soll, wird das Leben mir doppelt wert sein.“
Mit Tränen in den Augen küßte ich seine Hand und sah auf

Maria Iwanowna, die über meine Gegenwart so erfreut war, daß sie ganz glücklich und ruhig schien.

Gegen Mittag vernahmen wir ungeheuren Lärm und Geschrei.

„Was bedeutet das?" sagte mein Vater, „sollte dein Oberst schon da sein?"

„Unmöglich", erwiderte ich, „er kann vor Abend nicht eintreffen."

Der Lärm wuchs. Man läutete Sturm. Reiter sprengten über den Hof. In diesem Augenblick schob sich durch den engen Spalt, der in die Wand gehauen war, der Kopf Saweljitschs, und mein armer Alter sagte mit kläglicher Stimme:

„Andrej Petrowitsch! Väterchen, Peter Andrejewitsch! Maria Iwanowna! Er steht schlimm! Die Bösewichter sind ins Dorf eingedrungen! Und weißt du, Peter Andrejewitsch, wer ihr Führer ist? Schwabrin, Alexej Iwanowitsch, hol ihn dieser und jener."

Als Maria Iwanowna den verhaßten Namen hörte, schlug sie die Hände zusammen und blieb wie erstarrt sitzen.

„Höre", sagte ich zu Saweljitsch, „schick einen Reiter zur Überfahrt, dem Husarenregiment entgegen, und laß dem Obersten melden, daß wir in größter Gefahr sind."

„Wen soll ich denn schicken, Herr? Alle Jungen halten's mit den Aufständischen und alle Pferde sind in ihren Händen. Ach Gott! Da sind sie schon im Hofe! Nun geht's grad auf den Speicher los."

In diesem Augenblick ertönten Stimmen vor dem Tor. Ich gab meiner Mutter und Maria Iwanowna ein Zeichen, sich in die äußerste Ecke zurückzuziehen, zog den Säbel und lehnte mich dicht bei der Tür an die Wand. Das Schloß klirrte, die Tür ging auf und Andriuschka steckte den Kopf herein. Ich versetzte ihm einen Säbelhieb und er fiel zu Boden, den Ausgang mit seinem Leibe versperrend. In demselben Augenblick gab mein Vater einen Pistolenschuß ab. Die Menge, die uns belagerte, lief fluchend zurück. Ich schleppte den Verwundeten über die Schwelle und schloß die Tür.

Der Hof war voll bewaffneter Leute. Unter ihnen erkannte ich Schwabrin.

„Fürchtet euch nicht", sagte ich zu den Frauen, „noch ist Hoffnung vorhanden. Und Sie, Vater, schießen nicht mehr. Wir wollen unsere letzte Ladung sparen."

Mutter betete still. Maria Iwanowna stand neben ihr und sah mit himmlischer Ruhe der Entscheidung ihres Schicksals entgegen. Von draußen kamen Drohungen, Schimpfworte, Flüche. Ich stand auf meinem alten Platz, bereit, den ersten frechen Eindringling in Stücke zu hauen. Plötzlich verstummten die Angreifer. Ich vernahm Schwabrins Stimme, die meinen Namen nannte.

„Ich bin hier. Was willst du?"

„Ergib dich, Grinew. Widerstand nutzt nichts. Hab Mitleid mit deinen Eltern. Dein Eigensinn kann dich nicht retten. Ich kriege euch doch."

„Versuch's, Verräter!"

„Ich werde mich selbst nicht unnötig vordrängen, auch meine Leute schonen. Ich lasse einfach den Speicher in Brand stecken — und dann wollen wir sehen, was du machst, du Don Quijote von Belogorskaja. Jetzt ist's Essenszeit. Sitz still und überleg dir die Sache. Auf Wiedersehen! Maria Iwanowna, ich bitte Sie nicht um Entschuldigung. Sie werden sich im Dunkeln mit Ihrem Ritter wohl nicht langweilen."

Schwabrin entfernte sich, nachdem er einen Posten vor dem Speicher aufgestellt hatte. Wir schwiegen. Jeder dachte sein Teil und wagte es nicht, dem andern seine Gedanken mitzuteilen. Ich malte mir alles aus, was der erbitterte Schwabrin anstellen könnte. An mich selbst dachte ich kaum. Soll ich's gestehen? Auch das Schicksal meiner Eltern ängstigte mich nicht so, wie das Maria Iwanownas. Ich wußte, daß die Bauern und das Gesinde meine Mutter anbeteten. Mein Vater war trotz seiner Strenge ebenfalls beliebt, denn er war gerecht und kannte die wahren Nöte seiner Untergebenen. Ihr Aufruhr war eine Verirrung, ein momentaner Rausch, aber keine Äußerung ihres Unwillens.

Hier konnte man sicher auf Schonung rechnen. Aber Maria Iwanowna? Was für ein Los bereitete ihr der gewissenlose und lasterhafte Mensch? Ich wagte nicht, diesen entsetzlichen Gedanken auszuspinnen und war bereit (Gott verzeih's mir!) sie eher zu töten, als sie zum zweitenmal in der Gewalt meines grausamen Gegners zu sehen.

Es verging noch eine Stunde. Aus dem Dorf tönten die Lieder der Betrunkenen herüber. Unsere Wächter wurden neidisch, ärgerten sich über uns, schimpften und drohten mit Folter und Tod. Wir warteten auf die Folgen der Schwabrinschen Drohungen. Endlich entstand eine große Bewegung im Hofe, und wieder hörten wir die Stimme Schwabrins.

„Nun, habt ihr's euch überlegt? Ergebt ihr euch mir freiwillig?"

Schwabrin wartete eine Zeitlang, dann ließ er Stroh bringen. Nach einigen Minuten zuckte eine Flamme auf und erhellte den dunkeln Speicher. Der Rauch drang durch den Spalt über der Schwelle herein.

Da trat Maria Iwanowna an mich heran, faßte meine Hand und sagte leise:

„Lassen Sie's gut sein, Peter Andrejewitsch! Stürzen Sie meinetwegen sich selbst und die Eltern nicht ins Verderben. Schwabrin wird auf mich hören. Lassen Sie mich hinaus!"

„Nie und nimmer!" rief ich leidenschaftlich. „Wissen Sie, was Ihrer harrt?"

„Die Schande überlebe ich nicht", erwiderte sie ruhig, „aber vielleicht rette ich meinen Befreier und die Familie, die sich so großmütig der armen Waise angenommen hat. Leben Sie wohl, Andrej Petrowitsch! Leben Sie wohl, Awdotja Wasiljewna! Sie waren mir mehr als Wohltäter. Segnen Sie mich. Leben Sie auch wohl, Peter Andrejewitsch. Glauben Sie mir, daß ... daß ..."

Hier fing sie an zu weinen und legte die Hände vor das Gesicht. Ich war wie wahnsinnig. Mutter weinte.

„Laß das Geschwätz, Maria Iwanowna", sagte mein Vater.

„Wer wird dich allein zu den Räubern lassen? Sitz hier und sei still. Sollten wir sterben, dann sterben wir alle zusammen. Horch! Was reden sie da noch?"

„Ergebt ihr euch?" schrie Schwabrin. „Seht euch vor — in fünf Minuten seid ihr gebraten."

„Wir ergeben uns nicht, Bösewicht!" antwortete ihm mein Vater mit fester Stimme.

Sein mit Runzeln bedecktes und doch frisches Gesicht belebte sich wunderbar. Die Augen funkelten unter den weißen Brauen. Zu mir gewandt, sagte er: „Nun wird es Zeit."

Er öffnete die Tür. Das Feuer drang ein und lief die Balken entlang, zwischen die getrocknetes Moos gestopft war. Mein Vater schoß, schritt über die brennende Schwelle und rief: „Mir nach!" Ich faßte die Mutter und Maria Iwanowna unter den Arm und führte sie schnell ins Freie. An der Schwelle lag Schwabrin mit einer Schußwunde, die des Vaters Greisenhand ihm geschlagen hatte. Die Schar von Räubern, die bei unserm plötzlichen Ausfall zurückgewichen war, faßte neuen Mut und drang wieder auf uns ein. Ich konnte noch ein paar Hiebe austeilen, aber ein geschickt geworfener Ziegelstein traf mich mitten in die Brust. Ich stürzte und verlor für eine Minute das Bewußtsein. Man umringte und entwaffnete mich. Als ich zu mir kam, sah ich Schwabrin auf dem blutbesprengten Grase sitzen; vor ihm stand unsere ganze Familie.

Man mußte mich stützen. Eine Schar von Bauern, Kosaken und Baschkiren umringte uns. Schwabrin war furchtbar bleich. Er preßte die eine Hand an die verwundete Hüfte. Aus seinem Gesicht sprachen Qual und Wut. Er hob langsam den Kopf, sah mich an und sagte mit schwacher, kaum hörbarer Stimme:

„Hängt ihn ... und alle ... nur sie nicht."

Die Menge drängte sofort heran und schleppte uns zum Tor. Aber mit einem Male ließen sie uns los und rannten davon. Durch das Tor sprengte Surin und hinter ihm die ganze Schwadron mit gezogenem Säbel.

Die Rebellen flohen nach allen Seiten. Die Husaren verfolgten sie, schlugen sie nieder, nahmen sie gefangen. Surin sprang vom Pferde, verbeugte sich vor Vater und Mutter und drückte mir kräftig die Hand.

„So bin ich noch zur rechten Zeit gekommen!" sagte er zu uns. „Ah, da ist ja auch deine Braut."

Maria Iwanowna war ganz rot. Mein Vater ging auf ihn zu und dankte ihm scheinbar ruhig, aber tief gerührt. Meine Mutter umarmte ihn und nannte ihn unsern rettenden Engel.

„Wollen Sie jetzt zu uns kommen?" sagte mein Vater und führte ihn in unser Haus.

Als wir an Schwabrin vorübergingen, blieb Surin stehen.

„Wer ist denn das?" fragte er, auf den Verwundeten blickend.

„Das ist der Führer der Bande", antwortete mein Vater mit einem gewissen Stolz, der den alten Kriegsmann offenbarte. „Gott hat meinem altersschwachen Arm geholfen, den Bösewicht zu strafen und das Blut meines Sohnes an ihm zu rächen."

„Das ist Schwabrin", sagte ich zu Surin.

„Schwabrin! Das freut mich sehr. Husaren, nehmt ihn fest! Und sagt dem Arzt, er soll ihm die Wunde verbinden und ihn hüten wie seinen Augapfel. Schwabrin muß unbedingt vor die geheime Kommission in Kasan gestellt werden. Er ist einer der Hauptverbrecher und seine Aussagen müssen sehr wichtig sein ..."

Schwabrin sah ihn mit müdem Blick an. Sein Gesicht drückte nichts außer körperlichem Schmerz aus. Die Husaren trugen ihn auf einem Mantel fort.

Wir traten in die Zimmer. Bebend blickte ich um mich und gedachte der Jahre meiner Kindheit. Im Hause hatte sich nichts geändert, alles stand auf dem alten Platz. Schwabrin hatte verboten, es auszuplündern: auch nach seinem Fall hatte er einen unwillkürlichen Abscheu gegen unredliche Habgier bewahrt.

Die Dienstboten kamen ins Vorzimmer. Sie hatten am Auf-

ruhr nicht teilgenommen und freuten sich ehrlich über unsere Rettung. Saweljitsch triumphierte. Es muß gesagt werden, daß er während der Verwirrung, die durch den Überfall der Räuber entstanden war, in den Stall gelaufen war, wo Schwabrins Pferd stand, es gesattelt und leise hinausgeführt hatte, und dank dem allgemeinen Durcheinander unbemerkt entkommen und an die Landungsstelle geritten war. Er traf das Regiment schon diesseits der Wolga rastend. Als Surin von ihm erfuhr, in welcher Gefahr wir schwebten, ließ er aufsitzen, kommandierte: „Marsch, marsch, Galopp!" und kam gottlob gerade noch zur rechten Zeit.

Surin bestand darauf, daß der Kopf des Andriuschka für ein paar Stunden auf einem Pfahl vor der Schenke ausgestellt werde.

Die Husaren kamen von der Verfolgung zurück und brachten noch ein paar Gefangene mit. Sie wurden in denselben Speicher gesetzt, in dem wir die unvergeßliche Belagerung ausgehalten hatten. Jeder von uns begab sich dann in sein Zimmer. Die Alten bedurften der Ruhe. Ich hatte die ganze Nacht nicht geschlafen, warf mich aufs Bett und schlief sofort ein. Surin ging seine Anordnungen zu treffen.

Am Abend versammelten wir uns im Wohnzimmer um den Samowar und unterhielten uns fröhlich über die bestandene Gefahr. Maria Iwanowna schenkte den Tee ein; ich saß neben ihr und beschäftigte mich ausschließlich mit ihr. Meine Eltern schienen die Zärtlichkeit unseres Verhältnisses mit freundlichen Augen anzusehen. Bis heute ist dieser Abend in meiner Erinnerung lebendig geblieben. Ich war glücklich, vollkommen glücklich. Und wie viele solcher Augenblicke gibt es in dem armen Menschenleben?

Am nächsten Tage wurde meinem Vater gemeldet, die Bauern wären auf den Gutshof gekommen, um Gnade zu bitten. Mein Vater ging zu ihnen hinaus. Bei seinem Erscheinen fielen die Bauern auf die Knie nieder.

„Nun, ihr Dummköpfe?" sagte er zu ihnen, „was hattet ihr zu revoltieren?"

„Vergib uns, gnädiger Herr!“ antworteten sie einstimmig.
„Ja, jetzt heißt es: vergib uns! Erst machen sie Dummheiten und dann sind sie selbst nicht froh! Ich vergebe euch, weil Gott mir die Freude beschert hat, meinen Sohn Peter Andrejewitsch wiederzusehen. Sei's drum: ein büßendes Haupt trifft das Schwert nicht.“
„Wir sind schuldig, Herr! Wir sind schuldig!“
„Gott hat uns schönes warmes Wetter gegeben, es ist Zeit, das Heu einzubringen — und was habt ihr dummes Pack drei Tage lang getrieben? Amtmann! Alle sollen zum Heuschneiden auf die Wiesen! Und sieh zu, du rothaarige Bestie, daß bis zu Johanni das ganze Heu geschichtet ist! Und nun trollt euch!“
Die Bauern verneigten sich dankend und gingen an die Arbeit, als wäre nichts geschehen.
Schwabrins Wunde war nicht tödlich. Er wurde mit Bedeckung nach Kasan gebracht. Ich saß auf dem Fenster, wie man ihn auf den Wagen legte. Unsere Blicke begegneten sich. Er senkte den Kopf, und ich ging schnell vom Fenster zurück; ich fürchtete, den Anschein zu erwecken, als triumphiere ich über die Erniedrigung und das Unglück meines Gegners.
Surin mußte weiterziehen. Ich beschloß, ihm zu folgen, so gerne ich auch noch einige Tage im Kreise der Meinigen verbracht hätte. Am Tage vor dem Abmarsch kam ich zu meinen Eltern und bat sie, wie es damals noch Brauch war, auf den Knien, mir ihren Segen zur Ehe mit Maria Iwanowna zu erteilen. Die Alten hoben mich auf und sprachen ihre Zustimmung unter Freudentränen aus. Ich führte ihnen die bleiche und zitternde Maria Iwanowna zu. Wir empfingen den Segen. Was in mir vorging, mag ich nicht schildern. Wer in meiner Lage gewesen ist, wird es ohne weiteres begreifen. Wer nichts Ähnliches erlebt hat, den kann man nur bedauern und ihm raten, solang es noch Zeit ist, sich zu verlieben und den Segen zu empfangen.
Am nächsten Tag zog das Regiment ab. Surin nahm von den Meinigen Abschied. Wir waren alle überzeugt, daß der

Krieg bald zu Ende sein werde. Nach einem Monat hoffte ich Ehemann sein zu können. Maria Iwanowna küßte mich zum Abschied in aller Gegenwart. Ich stieg in den Wagen, Saweljitsch begleitete mich wieder und das Regiment marschierte. Lange blickte ich auf das schlichte Gutshaus zurück, das ich verlassen mußte. Trübe Ahnungen quälten mich. Eine innere Stimme raunte mir zu, daß noch nicht alles Unglück überstanden sei. Das Herz ahnte neue Stürme...

ÜBERSETZT VON

ARTHUR LUTHER · SIGISMUND VON RADECKI

REINHOLD VON WALTER

13.—22. TAUSEND

HERAUSGEGEBEN UND EINGELEITET VON ARTHUR LUTHER

KARL RAUCH VERLAG ZU LEIPZIG 1946

GESAMTHERSTELLUNG:
PIERERSCHE HOFBUCHDRUCKEREI · ALTENBURG/THÜR.

PRINTED IN GERMANY

ALEXANDER SERGEJEWITSCH

PUSCHKIN

Erzählungen

KARL RAUCH VERLAG · LEIPZIG